

Die Zukunft

Herausgeber:

Maximilian Harden.

Inhalt:

	Seite
Kreuzverh.	137
Heberseideutsche. Von Fritz Red-Malleciemen	152
Die Wahrheit. Von Emil Marriot	156
Strasie und Kiebertmann. Von Erich Hanke	160
Bübbahn. Von Eaden	165
Briefwechsel	169

Nachdruck verboten.

Erscheint jeden Sonnabend.

Preis vierteljährlich 5 Mark, die einzelne Nummer 50 Pf.



Berlin.

Verlag der Zukunft.

Wilhelmstraße 3a.

1913.

MANOLI

Neue Marken

Montebello 5. Optima 10.

Hotel Esplanade

Berlin

Hamburg

Zwei der vornehmsten Hotels der Neuzeit.

Wildunger Kelenenquelle

wird seit Jahrzehnten mit grossem Erfolge zur Haustrinkkur bei Nierengries Gicht, Stein, Eiweiss und anderen Nieren- und Harnleiden verwandt. Nach den neuesten Forschungen ist sie auch dem Zuckerkranken zur Ersatzung seines täglichen Kalkverlustes an erster Stelle zu empfehlen. — Für angehende Mütter und Kinder in der Entwicklung ist sie für den Knochenaufbau von hoher Bedeutung.

== 1912 — 14,327 Badegäste und 2,245,831 Flaschenversand. ==

Man verlange neueste Literatur portofrei von den
Fürstl. Wildunger Mineralquellen, Bad Wildungen 4.

Feist Cabinet

extra dry.

In Qualität
unübertroffen

von Tresckow

Königl. Kriminalkommissar a. D.

Zuverlässigste vertrauliche Ermittlungen und Beobachtungen jeder Art.
Berlin W. 9. Tel.: Amt Lützow, No. 6051. Potsdamerstr. 134 a.

Constantin Cigaretten

* Vornehmste Marke ®



Berlin, den 1. November 1913.

Feuerwerk.

Wer aus schmerzdem Erleben sich das hohe Glück gerettet hat, an einen persönlich über allem Menschenschicksal, Völkerschicksal waltenden Gott zu glauben, Der muß, vom hüllenlos leuchtenden Himmel her, durch das Gehöft der dritten Oktoberwoche die Herrnsstimme vernommen haben. Nicht zornig bröhlte sie in sein Ohr, noch nicht wie eines zur härtesten Strafe entschlossenen Richters; in Trauer war ihres Tones Majestät dicht eingeschleiert, wie eines ernsten Vaters würdige Rüge, die zärtlichem Gefühl schwer sich entband und ihrer Wirkenskraft selbst nicht gewiß ist. „Das Deutsche Reich will aus seinem Wahntraum nicht erwachen. Weil ichs lieb habe, sparte ich nicht an Warnung und Zeichen. Doch weiter schläft es; wähnt sich, dem Nachtwandler gleich, auf steilstem Felsgrat und Hausfirst so wohlgeborgen wie auf dem Moossteppich einer von Sommermorgenwindchen gestreichelten Au, hinter schlaftrunkenen Tröpfen des rechten Weges so sicher wie unter des weisesten Erzengels Obhut; und sein Traum haßt den Warner, als könne nur dessen Wedruf ihm den Sturz, jäh'n Tod ihm bereiten. Und hängte ich den von Blutfarbe röthesten meiner Kometen vors Erddachfenster: die Ruthe, vor der manches dreist fuchtelnde Kindervolk zu schlottern begann, schreckt so Erwachsene, Aufgeklärte nicht mehr. Durch ihre Nacht lobere ein grasseres Licht. Durch die in Tageshelle gekünstelte Nacht ihres üppigsten Volksbrausches. Wenn eingedrillter Dünkel sich hoch über der Ahnenthats, nah schon den Sternen glaubt, fladere ihm

zu Haupt von meiner Blüthe Zaden das Gewölz, überflamme das Kunstlicht und lehre willige Seelen erkennen, in welche Gefahr schlaffüchtige Wahrheitscheu sich verflochten hat. Vielleicht taumelt endlich dann auch die Dienstmannschaft auf.^a Jahrhundertfeier. Das öffentliche Gewese Deutschlands ist dem preussischen von 1813 so ähnlich wie der Bulgarenserbi dem sauberen Helden Blücher. Thut nichts; gefeiert muß werden. Umwickelt, liebe Bürger, mit Papierguirlanden jeden Dorn, den getreues Gernern ins Fleisch der Volkheit drücken könnte, und süßet die Worte, die sonst wohl bitteren Nachschmack ließen. Nichts Anderes höre der Nachbar als solches Eine: Wie wirs so herrlich weit brachten. Leider will dieser Nachbar sich nicht in stumme Andacht bequemen. Er fragt, wo das Preußen der Heldenzeit wittere; warum in aller Rednerei gar nicht von der Hilfe gesprochen werde, die dem zerstückten Adlerland von Russen und Briten, Oesterreichern und Schweden kam. Lasset ihn schwagen. Der Mittag der Völkerschlacht winkt. Nach Leipzig, wo Friedrich August von Sachsen einst, als Bonapartes Genosse, von den verbündeten Heeren besiegt, von den in die erstürmte Stadt einziehenden Kriegsherrn Alexander und Friedrich Wilhelm nicht eines Blickes werth geachtet wurde, ruft ein von klügerem Rath bedienter Friedrich August nun Alldeutschlands Fürsten. Sind sie dort vereint, dann soll von allen Thürmen des Reiches die Glocke jubeln; nach dem selben Stundenschlag über kahle Felder, gelbe, rothe, braune Baumwipfel hin bis an das winterlich werdende Meer, das in Nebeln von Wonne und Graus des Novembersturmes träumt, die Kunde tragen: So innig ist in unseren Herrscherfamilien, auf jeglichem Gipfel nationalen Lebens die Eintracht, so fromm, auf Höhen, in Tiefen, unserer Menschheit Sinn, daß vom goldenen Stuhl zufrieden der Weltrichter auf uns niederlächelt. Jeder Strang ist geprüft. Da schließt sich das Blau des Himmelkleides und aus zackigen Rändern wirbelt Feuer. Für eines Blickes Dauer ist's wie Bottschaft des Sonnenaufganges. Und wie Erwachens Geräusch schwirrt's durch die Luft. Horch'! Seufzer über die Mühsal des Erwerbes, der seit Jahren nicht so farg war wie in diesem Herbst. Das Röcheln sterbender Offiziere, unter denen des Stahlvogels Fittich brach. Häßlicher Zwist im ersten Haus des Reiches. Das neueste, größte, schnellste Lustschiff verbrennt während der Probefahrt und mordet siebenundzwanzig

deutsche Männer. Glockenton schwingt nun von allen Thürmen. Ruft er zu Trauerklage? Nein: zur bunten Lust eines Prunkfestes. Das darf nicht abgesagt werden. Was dächte das Ausland? Raketen, Schwärmer, Leuchtfugeln prasseln ins frühe Dunkel. Gelb blinkt des Sachsenrosses Schädel aus Laub. Jahrhundertfeier.

Das System Zeppelin.

„Den Sachverständigsten war die echterdinger Katastrophe kein Zufall, kein accident, sondern die unvermeidbare, vorausgesehene Folge eines gefährlichen Systems. Ist von den Trunkenen Einer gewiß, daß dem nächsten Schiff des Grafen Zeppelin ein minder düsteres Schicksal beschieden ist? Nein? Dann mag Jeder bedenken, daß Zeppelins nun Deutschlands Schlappe wäre. „Auftrag von der Nation“, „nationaler Luftschiffbaufonds“: solche Worte sind Ketten und binden das Reich. Und höher als der Mann, auch der edelste, muß uns, viel höher, des Reiches Wohl gelten. Dem zeugt der Saumel nie einen Messias. Das kann sich nur selbst erlösen, mit dem ganzen Aufgebot männlicher Kraft.“ Vor fünf Jahren, am fünfzehnten August 1908, waren hier diese Sätze zu lesen. Nur einem Häuflein hatten sie nicht allzu nüchternen Klang. Kam der siebenzigjährige Graf Ferdinand Zeppelin in seinem Wunderlahn nicht vom Bodensee bis an den Main, vom Goldenen Main nicht nach Stuttgart? Schwebte nicht, wie ein Märchenbild, das schöne Schiff über Erwins Kirche? Daß es auf dem echterdinger Feld verbrannte, war ein Zufall, dessen Tüde kein Menschenhirn abwenden konnte. Der Deutsche aber nicht hindern darf, auch in der Lustwelt sich vornan zu fühlen. Schon liest er, den Franzosen sei ein zweites Sedan verloren, den Briten eine unvergeßliche Warnung über den Kanal gerufen; liest, daß Deutschland im Zeitraum von zwei Jahren zwölf tausend Aluminiumschiffe bauen und auf dieser Flotte sechshunderttausend Mann nach Dover oder Portsmouth bringen könne. Dann, schlimme Vettern, naht Euch die Nacht. Von der Maas bis an die Memel jauchzt die Freudenbotschaft von dem deutschen Sieg. Echterdingen? Ein letzter Versuch der Elementargewalten, in eifernder Rachsucht den Meister zu strafen. Stürzen wollten sie ihn: und halfen ihm in Vergottung. Die währt fort; trotz allem Mißgeschick. Während der ersten Fahrt stürzt, am zweiten Juli 1900, das vom Grafen ge-

fährte Luftschiff in den Bodensee; bleibt, weil es aus Wasser niederkam, unzerstört und wird, arg beschädigt, von Dampfern in die Bergehalle zurückgeschleppt. Zweite Fahrt: am siebenzehnten Oktober 1900. Der Graf ist Führer. Ueber dem Bodensee plagen im Schiffsgehäus Gasballons und der Rahn wird nur dadurch gerettet, daß er auf den See niederkommt. Er wird (die vorderen Gondeln sind mit Wasser gefüllt) in die schwimmende Halle zurückgeschleppt. Vier Tage danach ist wieder Zeppelin der Führer. Defekte in der Luft. Nach dem Niedergang treibt das Luftschiff, das mit seinen Propellern nach Friedrichshafen gelangen will, nach Meersburg und wird erst bei Konstanz, ehe es am Ufer oder an der Rheinbrücke zerbrechen konnte, von Dampfern eingeholt und an starken Stahlrossen in die Halle bugsiert. Am dreißigsten November 1905 bricht schon bei der Ausfahrt ein Windstoß das vordere Steuer; das Schiff muß nach schwachem Aufstiegsversuch niedergehen und treibt in Windeisele dem Schweizerufer des Bodensees zu, wo es, trotz Zeppelins Führung, zum Wrack geworden wäre, wenn die Dampfer es nicht noch früh genug eingeholt und zurückgeschleppt hätten. Am achtzehnten Januar 1906 drängt der Wind das Luftschiff schon über Friedrichshafen vom Bodensee ab; bei Wangen, im württembergischen Allgäu, landet es (dem der Motor versagt hat) auf eine gereutete Waldstelle; wird vom Wind völlig zerstört und nur das Aluminium kann geborgen werden. Auch diese Fahrt hatte Graf Zeppelin geleitet. Z I war demontiert, Z II vernichtet worden. Z III wurde, nach glücklichen Fahrten, umgebaut, auf Befehl des Kaisers vom Kriegsministerium gekauft und in Mex stationiert. Z IV wurde, nach sechsmonatiger Lebensdauer, bei Echterdingen vom Feuer verzehrt. Auch Z V wurde, nachdem es auf der Rückfahrt von Bitterfeld beschädigt worden war, von der Militärverwaltung angekauft; auf dem Rückweg von der homburger Kaiserparade wurde es, nach fünfmonatiger Lebensdauer, bei Weilburg zerstört. Z VI kam, nach verspätenden Havarien, bis ins Gelände der Reichshauptstadt und, nach beträchtlicheren Defekten, in die Bodenseehalle zurück; noch mehrere Fahrten waren vom Glück begünstigt; bei Vos im Schwarzwald verbrannte das Schiff, das ein Jahr erlebt hatte. Z VII wurde nur zehn Tage alt; unter dem Namen „Deutschland“ sollte es, von Düsseldorf aus, als Passagierschiff Luftfahrten unter-

nehmen; am achtundzwanzigsten Juni 1910 zerstörte es im Teutoburger Walde der Sturm. Seinen Namen und seine Funktion vererbte es dem Z VIII, der am siebenten April 1911 zum ersten Mal aufstieg und am sechzehnten Mai, neben seiner düsseldorfer Bergehalle, vom Wind vernichtet wurde. In den Manöverzeiten giebt's, 1912 und 13, allerlei Unfall. Ein Armee-Zeppelin, dessen Baugeheimniß von schwarzer Nacht gedeckt bleiben soll, wird den Franzosen, zu gefälliger Ansicht, auf den Exerzirplatz gelegt und von widrigem Wind (der französischen Fliegern doch Aufstieg und Landung erlaubt) allzu lange an der Abfahrt gehindert. Im September 1913 scheitert das erste Marine-Luftschiff, der Zeppelin L I, dem schon ein Lenzsturm die Rippe brach, in der Nordsee und reißt sechzehn deutsche Soldaten in den Tod. Am siebenzehnten Oktober 1913 exp'odirt der L II über dem Flugplatz Johannisthal. Siebenundzwanzig Tote, darunter die tüchtigsten Fachmänner des Reichsmarineamtes; ein junger Lieutenant, der aus unerträglichem Qual um eines Mörders Streich wie um Erlösers Gnade gefleht hat, folgt, seinem Wunsch zu spät, den Kameraden ins Grab. Graf Zeppelin hatte sein Luftschiff, mit hallender Stimme, „eins der im Betrieb sichersten Fahrzeuge“ genannt. Ein vom Kronprinzen des Deutschen Reiches unterzeichneter Aufruf pries den uns durch Zeppelin „im Kampf um die Beherrschung des Luftmeeres gewonnenen Vorsprung“. Hier aber fand am zehnten Juni 1911 der Leser die Sätze: „Allen, die nicht mit Bewußtsein blind sein wollen, ist die Unbrauchbarkeit des Systems offenbar geworden. Ballonhäfen werden gefordert, drehbare Bergeshallen; und Regimenter müssen für den Nothfall in Bereitschaft sein. Wozu, nach dem Millionenverlust, noch dieser Aufwand, der abermal's nutzlos verthan wäre und ohne den unstarre und halbstarre Luftschiffe überall auskommen? Um sich noch länger über die Wesensmängel eines Systems hinwegzutäuschen, dem auch eine Milliarde nicht aufhelfen könnte? Solchen Riesen Kahn in die Luft zu bringen, war eine interessante, ersten Lobes würdige Leistung; doch eine unnöthige, da der Deutsche Parfeval (und vor ihm der Franko-Brasilianer Santos-Dumont) mit viel geringerem Kraftaufwand das Selbe vermocht hat. Kostspielige Röhre, Hallen, Hafenanlagen, Truppenkonsignation: Alles nur, damit ein paar Menschen, wenn das Wetter günstig bleibt, so bequem wie

in jedem anderen Luftfahrzeug von einem Ort nach dem anderen befördert werden? Der Privatmann mag dem friedrichshafener Luftschiffbau so viel Geld hingeben, wie ihm beliebt. Der Staat darf nicht; darf auch nicht warten, bis eins der schönen Ungeheime auf Menschenheime, Menschenmassen herabgestürzt ist. Wenn Deutschland je einen ‚Vorsprung‘ hatte, hat's ihn heute nicht mehr. Die Kurzsicht selbst muß bald merken, daß den Fliegern, nicht den großen Luftlähnen, die Zukunft gehört. Zeppelin ward vergottet, Lilienthal vergessen. Findet Deutschland in die Klarheit zurück?“

Noch nicht. Kinderkrankheit, heißt's; die, blöde Nörgler, die Genialität des Systems nicht beknabbern kann. Dessen „Vorzüglichkeit ist über alle Zweifel erhaben“; nicht nur dem Kaiser, der's Jahre lang schroff verurtheilt, dann aber den Grafen laut „den größten Deutschen des zwanzigsten Jahrhunderts, den Bezwinger der Lüfte“ genannt hat. Der fährt nächstens bis an den Nordpol (daß Geld für die ausposaunte „Vorexpedition“ giebt Herr von Friedlaender-Fulda, der drum an seinem Tisch Wilhelms Bruder speisen darf). Dieser Greis hat uns ein Luftkriegsschiff gebaut, daß, mit mehr als neunzehn Sekundenmetern Eigengeschwindigkeit, alles in anderen Ländern Erlangte um Himmelshöhe übersteigt. Der kann zur Rana!feier über den Ozean nach Panama fliegen und Amerikaner und Ostasiaten das Staunen, das Fürchten lehren. Sicher ist auch schon, daß er Maschinengewehre aufzustellen und Fliegerschwärme, die seinen Rahn bedrohen, wie die Gartenspritze Insektengeschwader wegzuputzen vermag; ganz sicher. Von acht Schiffen dieser Sorte sind sechs durch Sturm oder Feuer zerstört, ist eins, als unzulänglich, demontirt, eins in der Schutzhalle gebergen worden? Stimmt; beweist aber nichts. Anfänge. Wetterpech. Noch nicht der richtige Motor. Leitungsfehler. Mängel der Hafenanlage. Hat, Alles, mit dem System nicht das Geringste zu thun. Seht Ihr nicht an jedem schönen Sommertag die hellgraue Riesengasblase über den Straßen der Hauptstädte? Diese herrlichen Luftkreuzer künden der Welt Deutschlands Größe. Der Erdball neidet sie uns und vor ihnen zittert der frechste Feind. So wird, von unermüdlichen Mäulern, geschwätzt. Wer warnend dagegen spricht, von allen Preßrüden umbellt. Darf man etwa bekennen, daß der Patriotenjubiläum, den, in solchem Tongedröhn, nicht Fröh, nicht Blücher, nicht Bismarck gehört hat, einen Irrthum be-

jauchzte und von einer Lebensleistung, die wie eines Heilands angebetet ward, nur die Straffung zähen Willens bewundernswerth bleibt? Daß Kaiserliche Majestät und Hoheit, Minister und Staatssekretäre, Vertreter der Volksseele und Fabrikanten Oeffentlicher Meinung sogar ihre Macht für Unbrauchbares eingesetzt haben? Niemals.

Dennoch: jetzt, Betrogene oder Betrüger, jetzt muß es sein. Wir wollen nicht von der „Woche“ noch vom Film erfahren, wie Graf Zeppelin „an der offenen Gruft“ (der seinem System Geopfertem) ausfah. Er ist nicht, wie Rindermär tutet, der Erfinder der Luftschiffahrt, war auch nicht der Erste, der sich, seit ein leichter Motor zu haben ist, in einem lenkbaren Fahrzeug lange in der Luft hielt; und seine Energieleistung ist, mit Millionenpende und Massenhymnen, nachgerade überreichlich belohnt. Uns efelt, zu lesen, eins seiner Luftschiffe habe, „zu Ehren der mit dem 211 Umgekommenen über dem Massengrab auf dem Garnisonkirchhof gefreist“; efelt, wie plumpeß Theaterspiel im Totenhaus. Elender Ausrede sperrt sich unser Ohr. Auch Dampfschiffe sinken oder verbrennen? Auch Grubengas zerstört Menschenleben? Ja: von den abertausend Dampfern, die Meere durchstampfen, spült manchmal eins gesundes Leben ins Grab; im ungeheuren Bezirk des Erdbergbaues erschlägt allzu oft noch Wetterswillkür fronende Menschheit. Und diese grausen Ausnahmen wagt dreister Frevel der Daseinsregel des Zeppelinismus zu vergleichen? Wir brauchen Kohle, brauchen die Möglichkeit, Menschen und Güter an ferne Küsten zu bringen, von fernen Küsten zu holen; und ohne Gefahr ist Kohle nicht zu fördern, der Ozean nicht zu durchwandern. Brauchen wir Luftschiffe von unerträumten Umfängen? Für die Friedenszeit gewiß nicht. Was Ihr sehet, sind, gute Leute, Reklamefahrten. Sehr nett. Auf den Korbstühlen der lustigen Aussichtszimmer, in denen der Kellner Sekt und Kaviar anbietet, sitzt sich behaglicher als im verqualmten Speisefälchen des Lugszuges. Vergnügen, Hochgefühl, Sensation: nennt's, wie Ihr wollt. Nicht eine dieser Fahrten deckt auch nur ihre Kosten; jede soll dem Mann auf der Straße den Wahn einbilden, daß die großen Rähne alltäglich fahren und sich schon selbst ernähren. (Daß sie hübsch zu Haus bleiben, wenn die Böen zu wild, die Regensträhnen zu dick sind, merkt, die winzige Passagierzahl ahnt er ja nicht.) Nur für

den Krieg wären solche Luftschiffe uns nöthig; nur als Waffen. Ein Weilchen möchten sie für die Zwecke des strategischen Fernspäherdienstes verwendbar scheinen (niemals für taktische Aufgaben im Engeren: die fordern leicht zu füllende und zu transportirende Ballons, denen die Landung und das Lagern nirgends unmöglich wird). Heute ankert sich da oder dort wohl Einer in diese Hoffnung; oder meint, in den Kolonien könne, wenn nicht Regenzeit ist, in stiller Luft ein rascher Truppentransport gelingen. Einer lei. Die Häupter der Technik sind mit der Sache längst fertig. Sie lachen des Schwages, der von einer so beispiellosen Häufung vernichtender Unfälle das System zu entschuldigen trachtet. (Was antwortet Ihr dem Schneider, der zehn wie Zunder zerfallende Frackanzüge, einen nach dem anderen, gegen Barzahlung geliefert hat und, immer noch, der Vorzüglichkeit seines Systems Anerkennung heischt?) Sie fragen, ob nicht jede Aktiengesellschaft sich Aufträge wünschen müsse, deren Einkunft um so größer wird, je schneller der gelieferte Gegenstand sich vernützt. Und sie heben die Achseln, wenn von der „Eroberung der Luft“ und von künftigen Kriegerthaten der Zeppeline getrillert wird, die ohne drehbare Schutzhülle oder flaches Land mit festem Untergrund und großer Halterdienstmannschaft verloren sind.

Nirgends erblickt, unter, auf, über der Erde nirgends, das Auge ein Verkehrsmittel, das so unzuverlässig, so gefährlich ist wie unser Typus Z und L. Will, trotzdem, die Hamburg-Amerika-Linie mit ihrer weithin tönenden Stimme die Fahrt in solchen Rähnen empfehlen, so wird sie mitverantwortlich für das Schicksal der Wohlhabenden, die ihrem Rufe folgten. Wollen die Herren Bethmann, Falkenhayn, Molke, Tirpitz ihr Privatvermögen dem Luftschiffbau Zeppelin zuwenden: fiat; aus dem schlechten Kram kann eines Tages ein guter werden. Von ruchlosem Leichtsinn aber würde deutsches Blut und Gut vergeudet, wenn das Geld der Steuerzahler noch länger in den Bodensee geschüttet, unseren Soldaten neue, unnöthige Lebensgefahr zugemuthet würde. Weil neun theure Rähne, ehe sie der Reichswehr je zu nützen vermochten, in Trümmer barsten, müssen flink drei, sechs, neun neue des selben Kalibers herbei? Nein. Schlimm genug, daß unsere Verfassungslässige Minister nicht in die Eisenzange der Regreßpflicht zwängt.

Der Lüge mag der Verantwortliche, der gewarnt war, sich freuen (der, ohne Pfründe, auf des Hirnes Leistung Angewiesene könnte verhungern). Jetzt aber, als wäre nur Unvermeidliches geschehen, noch tiefer in die Unheilsschlucht gleiten: am Ende käme wohl selbst das geduldige deutsche Volk in Zornesbrunst. Zweihundvierzig junge Menschen getötet (nicht dem Vaterland: dem Götzenwahn der Justanzherrscher geopfert); die kühnsten Jünglinge, die bewährtesten Fachmänner, die das Reichsmarineamt in Jahren nicht ersetzen kann. Millionen verschleudert. Patriotenbegeisterung ins falsche Faß gepöbelt, wo sie ranzig werden mußte. Vorsprung? Italien, nicht Frankreich nur, ist uns voraus und Britannia rühmt sich ganzer Fliegerschwadronen. Wir haben zu lange am Leim eines Systems geklebt; allzu fromm dem Gewimpel vom Nordpol, von Panama und anderen Gelobten Landen her vertraut. Den Feinden zur Lust. Die hüten sich, über den Zeppelinismus ihr letztes Wort hörbar zu sprechen. (Neid? Hohn. „Wunderschöne Schiffe, die schnellsten im Luftmeer, doch, nach aller bisher gesammelten Erfahrung, der eigenen Mannschaft gefährlicher als dem Gegner.“) Deren Freude pukt sich in Flaggengala, wenn wir neue Z und L bestellen. Entschleiern das Geheimniß ihrer Konstruktion. Erlaubet dem Luftschiffbau Zeppelin, seine Röhne jedem Staat, der sie haben will, um ziemlichen Preis zu liefern. Und wartet, des Starrkrampfes ledig, ab, was drauß wird; ob es Aufträge regnet und die Arbeitsfülle dann aus größtem Mißgriff hilft.

Eine kostbar gefakte Gasblase, die in jeder Fahrniß ungeheure Stoffmengen verliert, könnte kaum irgendwo jemals das Mittel des Massenverkehrs für Menschen und Güter werden. Luxuspostkutsche der Lüfte allenfalls. Die wäre für das Reich werthlos; müßte sich also vom Geld ihrer Kunden fristen. An Stellen, wo weder zu löschen noch zu laden ist, eine Nothlandung aber möglich werden soll, braucht solches Schiff drehbare Hallen und eine präsepte Halterfschaar (für aus dem Kurs getriebene oder lecke Dampfer sind künstlich gefügte Ozeaninseln mit Hafearbeitergarnison noch nicht verlangt worden); und seine Fahrt von einer zur anderen Station hat nicht die mindeste Beweiskraft für die Brauchbarkeit in den ganz anderen Umständen des Krieges. Doch den Namen des schwäbischen Grafen hat der Südwind der

Volksgunst bis in die Falten des Götterthronhimmels gewirbelt (einem Lilienthal oder David Schwarz würde nicht ein Drittel dieser Schiffsbruchzahl verziehen); und der Andacht gesellt sich die Schreckensdrohung. Kaiser und Prinzen, Kanzler und Ressortchefs, Zeitungsleiter selbst sollen jämmerlich geirrt und die Sense gedengelt haben, die kräftige Jugendblüthe in Bündel mähte? Aus allen Winkeln schießt Zweifel, triecht Mißtrauen; aber kein Wille waffnet sich zu Bekennermuth. Berlin ist die schönste Stadt der Welt, Unter den Linden die beste Oper der Welt, am Kurfürstendamm das prächtigste Lichtspielhaus der Welt, in der Behrenstraße die eleganteste Bar und der leckerste Mädchenmarkt der Welt. In solchen Glanz taugt nur das größte, stärkste, sicherste, schnellste Lustschiff der Welt. Als ein Symbol furchsam progen-der Unwahrhaftigkeit steigt es mit Schraubengeröschel auf, schwebt rasselnd, plakt über Leichen und Stank. Durch die in Tageshelle gekünstelte Nacht üppigsten Volksrausch; es läßt es der Gott, der Deutsche redlich will, vor umnebelten Köpfen verlodern.

Der Löwe ist los!

In die Zwietracht schrillen Festhammers und dumpfen Grußjubels heult aus Finsterniß plötzlich der Ruf: „Der Löwe ist los!“ Vorder Thür eines Gasthauszimmers ward er gesehen. Im Kleinhäuserfriede eines Straßenbahnwagens. Er durchschnaubt die gute Stadt Leipzig und tausend Blinzelaugen haben, müde und trunkene, die mit Krallen dräuende Tazze erblickt. Eines Löwen? Der, leichtsinniges Volk, mühte, wie Dantes Imperatorenadler, allgegenwärtig sein. Mindestens zehn Löwen sind, zwanzig vielleicht; und alle Stadtkreisinsassen an Leib und Leben gefährdet. Lärmet die Schutzmannschaft aus kurzem Schlaf und pochet an Thor der Kasernen! Der Wüstenkönig gehet um, schüttelt die Mähne und wird, was ihm wehrlos begegnet, gierig verschlingen.

Zweites Warnzeichen und Symbolon. Von dem Welfenleu droht dem Zollernstaat, dann gar wohl dem Reich Lebensgefahr. Wenn der junge Prinz Ernst August, ohne zuvor ausdrücklich auf das Königsrecht über Hanover verzichtet zu haben, den Braunschweigerthron erklettern darf, müssen Germaniens Götter in Walhall die Koffer packen. Muß Friegens Erbe auf-

stöhnen wie der zum Thron von Cawdor erhöhte Macbeth: „Der Prinz von Cumberland! Da liegt ein Stein, der will, sonst fall' ich, übersprungen sein, weil er mich hemmt.“ Seit Wochen lieft es die geängstete Bürgergilde. Wird er verzichten? Nicht? Dann kehrt das Chaos wieder. Feierlich haben zwei Kanzler, zwei Fürsten verschiedenen Schlages, erklärt, Preußen könne nicht „in dem benachbarten Bundesstaat eine welfische Regierung dulden, durch die der preußische, unter dem Schutz der Reichsverfassung stehende Besitzstand gefährdet würde“. Kann es sie heute nun dulden? Dieser Frage war die Antwort zu finden, ehe die Tochter des Deutschen Kaisers und Königs von Preußen sich dem Enkel Georgs des Blinden verlobte. Der Bund junger Herzen sichert die Versöhnung, die Bismarck vergebens erstrebte, als er im Januar 1866 mit dem Grafen Platen über die Möglichkeit verhandelte, dem Prinzen Albrecht von Preußen die Prinzessin Friederike von Hannover zu freien. Zwei Kaiser wurden, Rußlands und Indiens, ins berliner Schloß bemüht; Männerküsse siegelten den Pakt; Feierchöre rühmten die hohe Errungenschaft preußisch-deutscher Staatsweisheit. Alles nichtige Hofsurzweil? Illumination nur und Schwärmergeprassel? Weil der in unterthäniger Ehrfurcht ersterbende Herr von Bethmann die Sache mit dem täppischen Ungeschied angepackt hat, daß ihn in alle Wege geleitet, soll der Hader noch einmal aufflammern? Weil irgendwo ein grober Artikel gedruckt worden ist, soll aus sacht vernarbendem Fleisch die Hestflammer gerissen, die klaffende Wunde der Brandgefahr ausgeheilt werden? Nein. Der Hochzeitspruch, der dem von Hymens Fackeln umglühten Paar den höchsten Sitz im Herzogthum Braunschweig vorsieht, hat Rechtskraft erlangt und ist gegen Anfechtung gefest. War er falsch: die Folgen auf das Haupt des Verantwortlichen. Unfug ist, häßliche Thorheit, den Schwiegersohn des Preußenkönigs der Absicht auf Hochverrath zu zeihen. Er hat dem Fahneneid das Gelöbniß angefügt, „nichts zu thun und nichts zu unterstützen, was darauf gerichtet ist, den derzeitigen Besitzstand Preußens zu verändern.“ Konnte er, konnte sein Vater mehr thun, ohne sich in Schmach zu demüthigen und dem Anhang die Treue eines düsteren Halbjahrhunderts mit entehrendem Undank zu lohnen? Hochverräther würde er, wenn er, nach tückischer Erlistung

des Harzthronchens, ein mit dem Sinn seines Eides und Gelübdes nicht völlig vereinbartes Unternehmen förderte. Ein Mädchen aus großem Haus, doch ohne große Mitgift hat er, der einst den reichsten Fürsten zugehören wird, sich erkürt: und soll fortan trachten, dieses Haus zu zerstören? Unsinn; Wahngelbde lungernder Hirne. Und was vermöchten die beiden Ernst August? Mit all ihren Schätzen, Sippen und Magen: nichts; weniger als der ins Waarenhaus eingeklemmte Sarotti wider Wertheims Macht. Diese judaeo-obolitische Brüderschaft fordert von dem Süßrämer nicht den Schwur, daß er der Wirthsfirma nicht das Grab schaufeln werde. Sie vertraut ihrer Kraft. In manchem Wesenszug ist das Deutsche Reich der Hauptkundin Cabine's allzu ähnlich geworden. Noch aber in seinem Bezirk nicht schwächer als sie in ihrem. Welfengefahr? Das war einmal. Das kann erst wieder sein, wenn das berliner Irrlichteliren von draußen Lebensnoth heraufbeschwor. Bettet Euch, Deutsche, endlich in die Ueberzeugung, daß Euer starkes Reich nur von Berlin aus ruiniert werden kann, und sorget, statt auf Braunschweigs Spargelbeeten und auf Lünburgs Haide nach Explosivstoff zu birschen, wachsam, bevor Nacht über uns kommt, dafür, daß in Berlin nicht alles solcher Entwicklung Dienliche geschehe. Auch, daß nicht der letzte Nimbus noch bleiche.

Wieder ein Einsatz verspielt. Großmuth und noble Herzenshöflichkeit hätten den Welsen die Bleibsel der Rüstungen entwunden. Da oder dort hätte noch ein weißer Grimmbart gemurrt; nach dem Raunzen aber zugestanden, daß Preußen den Handel anständig abgewickelt habe. Jetzt? Jeder Althanoveraner spürt, daß ihm zugemuthet wurde, in Hundsfottsdemuth für die gnädige Strafe vom Jahr 66 zu danken; daß Wort und Geberde der ihm verwandten Fürsten (die Hochverrathes „hinlänglich verdächtig“ scheinen) belauert und hämisch gedeutelt werden soll. Jeder zahlt dem Staat und dem Reich die Pflichtschuld; schaut aber unfroh ins deutsche Leben und hegt zwischen knirschende Zähne den Welsensatz: „Das Wort *générosité* ist ins Preußische nicht überseßbar.“ Mußte es sein? Mußte ein schwieliger Daumen die Kehle drücken, die der Reichsglorie zujauchzen soll? Der vor allen Thronen aufgetrommelten Versöhnung von Nar und Leu das Glend'spektakel

dieses Zankeß nachstärken? Den Feinden der Reichsmacht der Trostglaube eingetröpfelt werden, Zöllern müsse, noch immer, vor Welszittern? Eine bis zur Lächerlichkeit unfähige Regierung, ohne inneren Kredit, ohne Macht über die Geister und drum schlotternd bemüht, Alles, was sie Oessentliche Meinung dünkt, an sich zu schmeicheln, zu fördern, zu plärren. Eine im Herzen unbeschäftigte Nation, ohne leuchtendes Ziel, ohne tief ins Vertrauen gerammte Leitung, ohne große, jede Kraft flügelnde Aufgabe, vom offiziellen Betrieb gelangweilt oder angewidert und drum gestimmt, Klopffechterlärm für den Hall ernstern Kampfes, Kunstsonnengefunkel für den Wolfensaum naher Morgenröthe zu nehmen. Jahrhundertfeier. Wir! . . . Doch (schrecklich) der Welsenlöwe ist los!

In Frosch Klein-Pariswarens sechs in müde Schwachheit gezähmte Bestien, die, seit Zufall ihres Wanderkäfigs Stäbe lockerte, vor jedem Menschenantlitz bebten. Unter des Vändigers Peitsche hatten sie alles Königliche, alles Raubthierische sogar längst verlernt. Von Schugmännern wurden sie niedergeknast. Und vor ihren Kadavern hob der Menageriebesitzer, dem sie, die greatest attraction, entrisen waren, die Stimme zu gellender Klage über die irre Thorheit der Menschen, die so gutmüthige, dem Wink einer Weiberhand folgsame Thiere fürchte. Er ließ seine Klage ins Tageblatt drucken. Und hatte des Lebens Arbeit, des Lebens Lohn in der Nahrung des Glaubens gefunden, daß solches Thun der Schrecken schrecklichster sei.

(Ob der Kronprinz den Ehepakt seiner Schwester gut oder schlecht findet, seinem Schwager vertraut oder mißtraut, Wels Brut zärtlich frauen oder ohne Erbarmen würgen will: kümmert mich nicht. Er ist jung, darf mal derb in die falsche Kerbe hauen; und sein Groll gegen Cumberland wäre nicht so gefährlich wie sein Eifern für Zeppelin. Dreierlei aber ist zu verlangen. Erstens: daß der geistig rege, nach Mitwirkung zum Wohl des Gemeinwesens lechzende Mann nicht in der ganzen Zeit aufsteigenden Castes in das Kommando eines Husarenregimentes eingeschränkt werde. Warum sitzt er, der des Reichs und Preußens Haupt werden soll, nicht, wie sein Großvater seit 1861, ohne Stimmrecht im Rath der Staatsminister, lernt dort ihr Planen früh kennen und kann ihm die Wucht seiner Gründe entgegenstemmen? Dann

brauchte er nicht, nach der Entscheidung, daß kleine Herz des Bethmannes mit Briefen zu bombardiren. Warum versagt man ihm einen klugen Beamten aus der Schaar, die der alte Wilhelm für die „Civiladjutantur“ tauglich fand? Dann wäre er nicht auf Zuträgerei angewiesen; nicht genöthigt, die Uthmannähe verrufener Schreiber zu dulden. Zweitens: daß Seiner Kaiserlichen Hoheit die Marginalbemerkungen Bismarcks zu der im September 1863 vom Kronprinzen Friedrich Wilhelm seinem Vater eingereichten Beschwerdeschrift nicht nur familiariter zur Beachtung empfohlen werden. Da steht: „Der Beruf des Thronerben ist nicht, die Fahne der Opposition gegen den König und den Vater aufzupflanzen. Die Stellung, die Seine Königliche Hoheit gegen die Krone genommen hat, ist leider im Lande bekannt genug und wird von jedem Hausvater, welcher Partei er auch angehören mag, gemißbilligt als ein Lossagen von der väterlichen Autorität, deren Verkennung das Gefühl und das Herkommen verletzt. Der schwierigste Punkt ist die Diskretion, besonders gegen das Ausland. Nicht auf den Schein kommt es an, sondern auf das Sein und Können: und das ist nur die Frucht ernster und besonnener Arbeit. Gefährlicher als alle Angriffe der Demokratie ist die Lockerung der Bande, welche das Volk noch mit der Dynastie verbinden, durch das Beispiel offen verkündeter Opposition des Thronerben, durch die absichtliche Rundmachung der Uneinigkeit im Schoß der Dynastie.“ Deshalb muß, Drittens, gefordert werden, daß nicht schon der Hofbericht das Zertwürfniß im ersten Haus des Reiches entschleierte. Völkerschlachtfest ohne des Kaisers Aeltesten, Tochter und Schwiegersohn am Geburtstag der Kaiserin dem Familientisch fern: so gehts nicht weiter. Fürstenvorrecht wird nur Dem verziehen, der niemals säumig der Fürstenpflicht fehlt.)

Evolution.

Zeppelin, der die schlechteste Waffe geliefert hat, wird gehäßt, Krupp, der die beste Wehr schmiedete, an den sichtbarsten Pranger gestellt. Die Trias Metternich-Schwarzenberg-Radowitz wird in Leipzig nicht erwähnt. In Salza hat der Kaiser sechshundert, in Konopischt elfhundert Jasanen geschossen. Ein Generalkonsul und Wirklicher Legation-Rath läßt, in Scherls Revier,

den Stilsrüppelsatz bruden: „Niemand kann sich doch darüber täuschen, daß die Glorie politischen Ruhmes, der, aus der Epoche Bismarcks herüberleuchtend, eine Zeit lang noch auf unsere auswärtige Politik einen Schimmer traditioneller Größe warf, heute völlig erblaßt ist.“ Völlig. Niemand täuscht sich darüber. Doch Jeder will die Anderen darüber täuschen, wenn just Jahrhundertfeier, Jubiläum oder sonst ein Gefeste ist. Die Nation wird mit Kuchenkrümeln von vorgestern gestopft. Les princess s'amuse. Bald hier, bald da. Warum nicht? Sie habens behaglicher als 1813. Haben auch biegsamere, gelenkigere Diener. Blücher: „Mit die Ordens weiß ich mich nun kein Rath mehr; ich bin wie ein alt Kutschpferd behangen. Ueber Alles aber lohnt mich der Gedanke, daß ich Derjenige war, der den übermüthigen Tyrannen demüthigte.“ Freiherr vom Stein: „Die Sündfluth von Prinzen und Souverainen beginnt sich zu verlaufen; diese schwachen Leute sind viel besser behandelt worden, als sie verdienen.“ Generalstabschef Gneisenau: „Der König, der lange Mann, der die Leute, die er nicht mag, rückwärts über die Schulter ansieht, findet es sehr thöricht, daß man über den Rhein gehen will. Wir würden doch wohl nicht die lächerliche Idee haben wollen, nach Paris zu gehen? Und solches Zeug mehr.“ Daß war einmal. Des Deutschen Reiches fünfter Kanzler schreibt an den Prinzregenten von Bayern: „Eure Königliche Hoheit bitte ich, für die wundervollen Vorfälle in Linderhof meinen ehrfurchtvollsten Dank zu Füßen legen zu dürfen. Eurer Königlicher Hoheit huldvollste Erlaubniß, wiederum in diesem einzig schönen Revier jagen zu dürfen, habe ich in der Erinnerung an Allerhöchstdero verewigten Herrn Vater als eine besondere Gnade empfunden. Ich konnte einen guten Zwölfer, einen Achter und einen Gemshod zur Strecke bringen und würde unterthänigst gebeten haben, meinen Dank noch persönlich in Verchtesgaden abstellen zu dürfen, wenn ich nicht wider Erwarten schon heute durch dringende Amtsgeschäfte nach Berlin zurückberufen worden wäre. Eurer Königlicher Hoheit dankbarster und unterthänigster von Bethmann Hollweg.“ Brachten wirs nicht herrlich weit? Lasset Raketen, Schwärmer, Leuchtkugeln unsere Nacht prasselnderhellen. Und stimmt flink wieder den Jahrhundertsang an: „Der Gott, der Eisen wachsen ließ, der wollte keine Knechte!“

Ueberseedeutsche.

Ob man wohl heute noch auf den Schulen, wie in unserer Zeit, deutschen Jungen von dem Reid spricht, der Deutschlands Nachbarn beseele? Ob es wohl noch denkende Männer giebt, denen entgangen ist, daß inzwischen der Reid der Mißachtung und dem Haß gewichen ist?

Man täusche sich nicht: niemals trifft die Schuld an der schlechten Position eines Volkes im Ausland seine offizielle Vertretung allein; am Ende schafft es sich, wenn es seinen Platz draußen überhaupt zu erobern und zu behaupten versteht, sehr bald eine Diplomatie, die seinem Können entspricht. Schließlich hat die geringe Fähigkeit des Deutschen, sich wirtschaftlich und kulturell im Ausland zu behaupten, ihre tiefsten Ursachen in Mängeln, die dem ganzen Volk eigen sind, nicht nur seiner Vertretung. Ich erinnere an eine Arbeit, die im März 1911 in der „Zukunft“ erschienen ist; sie zeigte die letzten Wurzeln des Uebels: Arroganz, dafür Mangel an Stolz (nationalem und persönlichem), die Neigung, in abgestandenen Wässerlein sentimentaler Phrasen zu plätschern, die commisshafte Anpassungsfähigkeit an die äußere Geberde des Auslandes, dafür aber eine dummdreiste Intoleranz gegen andersartige, natürlich und langsam gewachsene Kulturen, die Hypertrophie der Manieren und die Atrophie des Taktgefühls. Eine Arbeit, die das Reich Jedem, der hinauszieht, als Richtschnur auf seinen Weg mitgeben sollte.

Ich bin einige Monate durch Südamerika gewandert. Vom chilenischen Punta Arenas hinauf bis nach Panama und Colon. Gewiß habe ich noch immer Erfreulicheres gesehen als in den „deutschen“ Centren der Vereinigten Staaten. Aber man darf auch nicht vergessen, daß die Deutschen Südamerikas es mit Völkern zu thun haben, die aus biologischen Gründen durch ein fremdstämmiges Ferment leichter zu spalten sind als die Engländer Nordamerikas.

Ueber die Mängel unserer diplomatischen Vertretung mögen Berufenere zu Gericht sitzen. Auch mir erscheint auf diesem Gebiet Etwas der Besserung bedürftig: die Mehrzahl der Vicekonsulate. Besser, das Reich läßt sich an kleinen Plätzen überhaupt nicht vertreten, als daß es schlecht vertreten wird. Und schlecht vertreten ist es sicher, wenn seine Vicekonsuln kleine Kaufleute mit Kramläden sind. Ob sie nebenbei noch Agenten unserer Schiffsahrtlinien sind oder nicht, ist belanglos. Als Kaufleute kleinen Stils kommen sie gar zu leicht in Situationen, in denen sie das Reich oder die Interessen von Reichsangehörigen nicht wirksam schützen können, ohne

die eigenen zu schädigen. Denn die Ergiebigkeit der Hauptquelle ihrer Einnahmen hängt schon von der Kaffeeklatschmiene aller eingeborenen Honoratiorenfrauen und noch mehr von ernsthaften Konflikten mit den Staatsbehörden ab. Und ist der Typus des Krämers kulturell und sozial wirklich berufen, ein großes Reich würdig und wirksam zu vertreten? Ich muß gestehen, daß ich in den kleinen Häfen der ganzen Westküste Südamerikas nur einen einzigen deutschen Vizekonsul kennen gelernt habe, in dessen Händen ich die Vertretung des Reiches gern sah. Das war ein ehrlicher, gerader, deutscher Kerl, mit Herz und Maul auf dem rechten Fleck, ohne jede Krämerallure. Sein Name war aber auch an der ganzen Salpeterküste berühmt. Und er war (hört, hört, Schriftgelehrte und Pharisäer!) einmal preußischer Kavallerieoffizier gewesen.

Wäre es am Ende nicht besser, in Eisenerz- und Kupferländern wie Punta Arenas, Korral und anderen kleinen Häfen die bestehenden Vizekonsulate zu streichen und dafür in Weltplätzen wie Antofagasta und Guayaquil, trotz der Nähe von Valparaiso und Quito, Generalkonsulate zu schaffen? Will man aber durchaus die Vizekonsulate behalten, so soll man ihre Inhaber durch ein stattliches Gehalt von den Honoratiorenläunungen unabhängiger machen.

Schwerere Fehler als der Staat macht unser Uebersee-Handel. Ich will nicht einmal an Kleinigkeiten denken, etwa daran, daß jeder deutsche Kaufmann mit einem Familiennamen vom Mießnidthyp nach zweijährigem Aufenthalt in einer der Republiken spanischer Zunge seinen Vornamen Carl in Carlos ändert. Das sind am Ende Lächerlichkeiten; willkommenes Nahrung für den Allgemeinen Deutschen Sprachverein. Viel bitterer ist es aber, zu sehen, wie deutsche Filzigkeit und deutsches Kleinbürgerthum uns draußen das Ansehen verderben.

Wer Uebersee und die Tropen kennt, weiß wohl, daß man als Europäer bei den körperlichen Strapazen und geistigen Entbehrungen ganz andere Anstrengungen als daheim machen muß, um sein Gentlemanthum zu bewahren. Man soll den Engländer nicht verlachen, der bei fünf und vierzig Celsiusgraden feuchter Wärme im Grad zu Mittag ist. Die durch das Klima gegebene Versuchung immer wüster Vernachlässigung in Kleidung, Haltung und anderer äußeren Kultur ist eine Gefahr, die nur durch eine Art ceremonieller Verkehrssitte beseitigt werden kann. Diese Dehors sind viel wichtiger, als man glaubt; der Eingeborene muß immer und auf jedem Gebiet die Schranke fühlen, die ihn vom Europäer trennt. Entdeckt er Löcher in ihr, so versucht er sofort, hindurchzuschlüpfen. Deshalb fällt auch sofort mit richtigem Instinkt der

Klatsch der ganzen Europäerkolonien über Den her, der sich äußerlich vernachlässigt. Der Engländer hält sich an den guten Ton seiner Klubs; meidet, bei der Unerreichbarkeit geistiger Genüsse, Alles, was zum Versumpfen und zum Verkommen führen kann, treibt möglichst in Damengesellschaft Sport und konzentriert seine Geldmittel auf die Freuden, die in der heimischen Großstadt nicht zu haben waren, die aber Uebersee meist gewährt. Er reitet und jagt. So bleibt auch der Neuling immer mit der guten Gesellschaft in Konnex. Daß er dabei auch die Dame findet, ist von großem Werth: gerade weil ihn die Lebensbedingungen in den heißen Ländern im Allgemeinen auf die farbige Frau anweisen, soll er durch den gelegentlichen Verkehr mit der europäischen Dame sein Gentlemanthum wahren und sich vor geistiger Resorption durch das eingeborene Element schützen. An einem Sonntag sah ich in Vaspapaso die englische Kolonie: gut angezogene, gut trainirte junge Herren, die mit ihren Damen zum Polo ausritten. Und bei uns? Ich habe die jungen Commis deutscher Ueberseehäuser oft beobachtet: am Alltag nach allzu langen Kontorstunden eine Promenade über die Plazza; und dann: die Kneipe, der Viertisch, der Philistertratsch, die Jote. Tageseschluß: das Bordell. Peinlich genau die selbe Fruchtfolge wie in unseren östlichen Kleinstädten. Wir bleiben immer die Selben, in Krotoschin oder in Antofagasta. Das Schlimmste daran ist, daß das Beste verloren geht, was die Welt draußen zu Nutzen und Frommen deutschen Staats- und Wirthschaftslebens lehren kann: großer Zug und Selbstzucht. In dieser Atmosphäre von Bierehrlichkeit und Statphilisterthum lernt man sie nicht, ob man auf fünfzig Grad südlicher oder nördlicher Breite sieht.

Fragt man die deutschen Commis: „Weßhalb lebt Ihr nicht eben so wie die Engländer?“, dann heißt es: „Ja, die Engländer! Die haben besser gelegte Kontorzeiten und höheren Sold. Wir können uns mit unseren zweihundertfünfzig Pesos im Monat das Alles nicht gestatten. Was bleibt uns denn übrig?“ Gewiß: was bleibt ihnen! Brächte es aber vielleicht große Häuser und Gesellschaften ins Wanken, wenn sie ihre Angestellten so besoldeten, daß sie sich nicht mehr mit dem Spießerthum ihrer Lebensführung vor dem Ausland lächerlich machen? Uns geht auf diese Weise gutes Material verloren, frische, kraftvolle, junge Kerle, die so in die Bahnen deutschen Kleinbürgerthums gezwungen werden. Aber: „Die Sparsamkeit über Alles“; auch wenn es deutsches Ansehen gilt.

Ich habe auf englischen und französischen Schiffen erlebt, daß man mich als einer anderen Nation Angehörigen höflicher, liebens-

würdiger behandelte als Engländer oder Franzosen; ohne kellnerhafte Beflissenheit, aber mit dem Willen, der Verpflichtung zu nobler Gastfreundschaft nachzukommen. Ist es nöthig, daß man an Bord unserer Ueberseedampfer diese taftvolle Liebenswürdigkeit zum gunstbuhlenden Bediententhum steigert? Ich halte es für unnöthig, daß man an der centralamerikanischen Küste die Flagge irgendeiner der Operettenrepubliken (in denen das Deutschtum oft genug angepöbelt wird) im Großtop führt, sobald eine Niggerexcellenz dieser Staaten an Bord ist. Ich halte es auch für recht überflüssig, daß unsere Schifffahrtsgesellschaften von ihren Stewards (die auf großen Schiffen die Mehrzahl der Besatzung bilden) die Kenntniß der englischen Sprache verlangen. Fällt's etwa den englischen Linien ein, für ihre Leute ähnliche Gebote zu erlassen? Im Lauf kurzer Zeit eignet sich jeder Steward ein paar englische Brocken an; und dann ergiebt sich bei einigem guten Willen der englischen oder amerikanischen Passagiere sehr bald ein Pidgeon, in dem sich unterhandeln läßt. Daß aber dieser gute Wille auch auf der andern Seite vorhanden sei, daß auch das amerikanische Publikum sich ein Wenig Mühe gebe, an Bord eines deutschen Schiffes nicht die dem Gast ziemende Rücksicht zu vergessen und sich der Sprache des Hauses zu bedienen: diesen Respekt vor der Nationalität des Schiffes können seine Besitzer wohl mit Fug und Recht verlangen. Wie ist's in Wirklichkeit? Ich habe erlebt, daß im Salon eines deutschen Dampfers ein Herr von einem Amerikaner beleidigt wurde, dem er auf seine Frage in deutscher Sprache geantwortet hatte. Daß den Passagieren von drüben wohlbekannte Gebot des englischen Sprachvermögens fördert eben bei ihnen nur den unausstehlichen Dünkel, ihr Idiom als etwas Unantastbares, Imperialistisches, Selbstverständliches zu betrachten. Mehr noch: es verdirbt das Selbstbewußtsein der deutschen Angestellten, schafft, zumal bei den niederen Schichten der Auslandsdeutschen, ein Gefühl der nationalen Unterlegenheit. Mir ist an Bord eines Dampfers der Hamburg-Amerika-Linie von meinem Kabinensteward auf die Frage nach einer Geldwechselstelle geantwortet worden: „Der Purser wird's Ihnen nachher hangen.“ Der Jüngling war ein einziges Jahr an Bord! So entsteht das Deutsch-Amerikanerthum, das uns zum Spott jeder selbstbewußten Nation macht.

Ich bin am Morgen des zwölften Dezember auf einem der größten und bekanntesten deutschen Ueberseedampfer von New York nach Hamburg abgereist. An Land hatten uns die Morgenzeitungen ernste Nachrichten über die Krankheit des Prinzregenten Euldpold gebracht. In den nächsten Tagen war in den im Salon auß-

gehängten (natürlich nur in englischer Sprache abgefaßten) Telegrammen und in der an Bord erscheinenden Zeitung Allerlei über das nächste Tennistournier in San Franzisko, über die welterschütternde Thatsache, daß Fräulein Gould erst im Februar heirathet, zu lesen. Daß inzwischen der Regent des zweitgrößten deutschen Bundesstaates gestorben war, erfuhren wir erst in Hamburg.

Im Reich schließt sich der deutsche Handel unter einem alten Namen zusammen, sich mehr Einfluß auf die Geschäftsführung zu verschaffen. Kein Wort dagegen. In diesem Zusammenhang gewiß nicht. Wer aber eine stolze, selbstbewußte Rasse (mit leidlicher politischer Vergangenheit) ihres letzten Einflusses berauben will, wer wieder vom königlichen Kaufmann spricht, Der mag erweisen, daß er dort draußen unter den Schwierigkeiten des Auslandmarktes (die größer und wichtiger sind als ein Wahlsieg in Meßeritz oder Gumbinnen) sein Kaufherrenthum zu behaupten vermag. Vergißt er, was er dem Reich schuldet, ist ihm gar ein kleiner eigener Nutzen werthvoller als deutsches Ansehen, so bleibt er als Leiter der größten Ueberseehäuser ein Hosenträgerhändler. Wer im Ausland seinen Kopf hoch tragen will, soll sein und zäh sein wie Stahl. Einem Krämervolk hülfе selbst eine gute Diplomatie nicht ans Licht.

Pasing bei München. Dr. F r i e d r i c h M a l l e c z e w e n.



Die Wahrheit.

Die erlauchten Eltern des jugendlichen Prinzen Edmund Norbert legten großen Werth darauf, ihn von Klein auf beim Volk populär zu machen. Denn obwohl sie nur einer Seitenlinie angehörten und ein Kronprinz vorhanden war, sahen sie in ihrem Sohne den künftigen Herrscher des Ländchens. Der Kronprinz war physisch und geistig zurückgeblieben. Wäre er ein einfaches Bürgerkind gewesen, so hätte man ihn schwachsinzig genannt. Da er aber der Kronprinz war, so hütete man sich, das böse Wort auszusprechen; man flüsterte es nicht einmal, und wenn von dem armen Kronprinzen irgendwie und irgendwo die Rede war, so erzählte man Wunderdinge von seinem Verstand und seiner körperlichen Kraft. Das Volk freilich bekam ihn niemals zu Gesicht. Er war immer auf Reisen, immer in Bädern, für seine künftigen Unterthanen immer unsichtbar. Den kleinen Prinzen Edmund Norbert hingegen kannte Jedermann. Sollte der Kronprinz (was Gott verhüten möge!) sterben, so wurde der Prinz aus der Seitenlinie Herrscher über

das Ländchen. Das hielten seine hohen Eltern sich täglich vor und erzogen ihren Sohn danach. Auf alle Fälle.

Schon als ganz kleiner Junge wurde er dem Volke gezeigt. Er kam auf die beliebteste und besuchteste Promenade der Hauptstadt, stieg da aus und ging, immer grüßend und lächelnd, an der Seite seiner Erzieherin und gefolgt von einem Lakai, „mitten im Volk“ spaziren. Traf er mit Kindern zusammen, die adelig genug waren, um ihm nahen zu dürfen, so spielte er öffentlich mit diesen Kindern, arrangirte Wettläufe, bei denen er stets Sieger blieb (die Kinder erriethen instinktiv, daß sie den Prinzen gewinnen lassen mußten), und führte, lebhaft und mit heißen Backen, das große Wort. Und das Volk, das gute, dumme Volk, stand in ehrfurchtvoller Entfernung gassend daneben und bewunderte seinen kleinen Prinzen, der doch nichts Anderes that, als was eben alle Kinder seines Alters thun. Aber: ein Prinz!

Später kam er aufs Gymnasium. Das gehörte mit zur volksthümlichen Erziehung. „Zwischen ihm und den übrigen Schülern darf absolut kein Unterschied gemacht werden“, schärften seine Eltern dem Direktor des Gymnasiums ein. Das war eine sehr aufregende Sache.

Zunächst beriethen der Direktor und die Professoren über die Frage, wie der Prinz zu setzen sei. Sollte er in der vorderen Bank allein sitzen oder mit anderen Schülern zusammen? Man entschied nach langem Berathen, daß es verstimmen könnte, läge er allein. Und man wählte, da man ihm ebenbürtige Knaben nicht zur Verfügung hatte, wenigstens solche aus, die von Adel waren und im Rang nicht allzu tief unter ihm standen. Den Jungen, denen die Ehre zu Theil wurde, auf der Bank des Prinzen sitzen zu dürfen, schärfte man vorsichtig Allerlei ein. Der Prinz sei höflich zu grüßen. Man habe ihm stets den Vortritt zu lassen und dürfe sich erst setzen, wenn er sitze. Niemand habe das Wort an ihn zu richten, sondern man habe zu warten, bis er spreche, und dann habe der durch eine Ansprache von Allerhöchstdemselben ausgezeichnete artig und bescheiden Antwort zu geben. Und wenn der Prinz geprüft werde, so habe aufmerksames Stillschweigen zu herrschen.

Und wenn der Prinz nichts wußte? Stehen blieb und sich blamierte? Das zu erleben, war den munteren Jungen eine verlockende Aussicht. Aber einer solchen Möglichkeit wurde bei Zeiten weise vorgebeugt. Die Professoren steckten dem Hofmeister ganz einfach, welche Fragen man dem Prinzen bei der nächsten Prüfung vorlegen werde; und der Hofmeister trug Sorge dafür, seinem hohen Jüngling die Antworten gehörig einzupauken. Die Folge davon war, daß Edmund Norbert nur Triumphe einheimste und der ganzen Klasse als leuchtendes Vorbild gezeigt wurde. Er selbst strahlte ahnungslos. Er war ja doch entschieden der Begabteste, Tüchtigste, Fleißigste unter Allen. Ueberall und immer der Erste. Auch bei Tennis, Football, Turnen. Seinen kleinen Mitspielern wurde ja streng eingeprägt, den Prinzen bei jeder Gelegenheit und jedem Spiel ausnahmslos gewinnen zu lassen. Und so kam es, daß er immer gewann; worüber er sich herzlich freute.

Einen hübschen Sport hatte er sich auf der Promenade und in der Umgebung der Hauptstadt ausgedenkt. Daß er, wenn er älter geworden, dem „edlen“ Waidwerk, wie man den Thiermord, aus Vergnügen daran, zu nennen für gut findet, huldigen werde, war für ihn eine ausgemachte Sache. Was wäre Das auch für ein Prinz, der die Hauptaufgabe seines Lebens nicht im Jagen und Niederknallen wehrlosen Wildes sähe! Aber einstweilen war er für Hez- und Treibjagden doch noch zu jung und mußte seine Ungeduld zügeln. So vertrieb er sich die Zeit des Wartens damit, daß er auf seinen Spaziergängen aus einer kleinen Flinte nach Spazken oder auch anderen Vögeln schoß.

Es gab vorwitzige Leute im Volk, die diesen Sport häßlich fanden und der Meinung waren, des Prinzen Erzieher sollte den Muth haben, seinem hohen Zögling die blutige Liebhaberei zu verbieten. Doch der Hofmeister, der den Sport zwar auch nicht schön fand, hütete sich wohl, sein Mißfallen irgendwie zu äußern. Erstens kannte er seinen Prinzen sehr genau und wußte, wie empfindlich der Kleine war. Er hätte durch eine tadelnde Bemerkung gewiß nichts erreicht, hätte den Prinzen nur geärgert. Und obendrein stand zu befürchten, daß man ihn seinem Posten enthob, wenn er sich einsassen ließ, irgendetwas an Edmund Norbert häßlich zu finden. Und der Hofmeister wollte so lange wie möglich auf seinem Posten bleiben, um schließlich mit einer fetten Pension in Gnaden entlassen zu werden. Diese Hoffnung zu gefährden, fiel ihm nicht ein. Man soll aufrichtig sein gegen einen Prinzen, soll ihm die Wahrheit sagen? Diesen Luxus konnten sich Leute leisten, die nichts dabei auf Spiel setzten. Der Hofmeister schwieg deshalb und grinste freundlich, wenn dem Prinzelein ein Schuß gelang und ein armes Vögelchen, zuckend und blutend, im Sand lag.

Einmal aber ereignete sich bei solcher Gelegenheit Furchterliches.

Am Ende der kleinen Residenz wohnte in einem villenartigen Hause ein blondes kleines Mädchen, das seine größte Freude darin fand, im Garten, der das Haus umgab, Nistkästchen und Futterplätze für die Vögel anzulegen. Der Springbrunnen im Garten lud die zarten Sängere zum Trinken und Baden ein und die jugendliche Herrin von Haus und Garten wurde nicht müde, für ihre Schützlinge zu sorgen, sie anzulocken und sich ihrer zutraulichen Munterkeit zu freuen. Sie waren auch schon so zahm geworden, daß sie an Gefahr nicht dachten und arglos auf dem Gartengitter sitzen blieben, als der Prinz, mit seinem kleinen Flintchen in den Händen, des Weges kam und auf einen der Vögel (es war eine Meise) anlegte.

Die kleine Vogelfreundin sah vom Garten aus, was er that. Sie schrie gellend auf, was zur Folge hatte, daß alle Vögel erschreckt aufstiegen, stürzte aus dem Garten hinaus auf die Straße, hin zum Prinzen, der, höchst indignirt über die Störung, mit gerunzelter Stirn bestand und sie voll Empörung ansah, gab ihm einen Stoß vor die Brust, daß Höchstberieselbe taumelte, und schrie ihn wüthend an: „Du abscheulicher Bengel! Wag es noch einmal, auf meine lieben Vögel zu schießen!

Dann rufe ich den Gärtner, damit er Dich verhaut. Aber schon ordentlich, weißt Du!"

Die Szene hatte sich mit solcher Blitzesschnelle abgespielt, daß der Hofmeister sie nicht zu hindern vermocht hatte. Und jetzt stand er da wie eine Salzsäule, erstarrt und regungslos. Dem Lafaien erging es nicht besser. Und die kleine Missethäterin, die nicht wußte, nicht ahnte, wer vor ihr stand, zog mit einem letzten Zornesblick auf den versteinerten Prinzen und dessen versteinerte Begleiter triumphirend ab. Der würde sich kein zweites Mal unterstehen, nach ihren Vögeln zu schießen! Dem hatte sie es ordentlich gesagt!

Erst als sie fort war, kam wieder Leben in die erstarrten Glieder und das erstarrte Hirn des Hofmeisters. Furchtsam blickte er um sich und athmete dann erleichtert auf. Wunderbarer Weise war Niemand in der Nähe und der entsetzliche Vorfall hatte keine fremden Zeugen gehabt. Er wendete sich dienernd seinem Prinzen zu: „Eure Hoheit . . .“

Der Hoheit liefen dicke Thränen über die Backen. Zum ersten Mal in seinem Leben hatte der Prinz rüde Wahrheit gehört. Und Das war ihm etwas so graulich Fremdes, daß er meinte, die Erde müsse in Trümmer gehen. Wie betäubt fragte er: „Was geschieht mit diesem Mädchen? Wird sie hingerichtet werden, weil sie mich beschimpft und gestoßen hat?“

Der Hofmeister hüstelte verlegen. „Wie Eure Hoheit befehlen“, wäre ihm, nach alter Gewohnheit, beinahe entschlüpft. Aber er besann sich und antwortete mit Geistesgegenwart: „Dieses Mädchen ist offenbar irrsinnig. Darin liegt ihre Entschuldigung.“

„Eine Irresinnige ist eine Kranke“, sagte der Prinz. „Und eine Kranke muß man laufen lassen?“

„So urtheilt die Großmuth Eurer Hoheit.“

„Ihr sei denn verziehen“, fuhr der Prinz mit einer großartigen Geberde fort. „Aber man stecke sie in ein Irrenhaus“, fügte er hinzu.

Sein Hofmeister verneigte sich so tief, wie er konnte, ohne das Gleichgewicht zu verlieren. Im Stillen nahm er sich vor, diese Strafe auf seinen Spazirgängen mit dem Prinzen künftig zu meiden. Vielleicht kam ihm auch der Gedanke, wie unpraktisch es sei, einem Prinzen derbe Wahrheit zu sagen; und daß die hohen Herren, groß und klein, sich zwar darüber beklagen, immer nur Lügen und Schmeicheleien zu hören, daß sie aber, sagt man ihnen einmal die Wahrheit, es Dem, der sie gesagt hat, doch niemals verzeihen und einen Missethäter, einen Verbrecher oder einen Kranken in ihm sehen; daß es darum viel nützlicher sei, wenn man mit einem Prinzen zu thun hat, ihn nach Kräften zu belügen. Vielleicht dachte der Hofmeister aber auch nichts; wahrscheinlich. Er hatte ja niemals die Absicht gehabt, seinem hohen Zögling auch nur die allerkleinste unliebsame Wahrheit zu sagen. Pas si bête!

Wien.

Emil Marriot.



Israels und Liebermann.*)

In der Seele der germanischen Rasse liegen zwei einander feindliche Triebe vereint, vergleichbar der Liebe zu der grauen Heimath und dem Zug nach dem goldenen Süden. Der eine ist ein der Wirklichkeit abgewandter Spiritualismus, der andere ein Ringen nach klarer Gestaltung, nach Form. Aus dem ersten geht mit Nothwendigkeit eine subjektive, Alles durch den färbenden Schleier des Ichs betrachtende, aus dem zweiten eine objektive Anschauungsweise hervor, welche die Dinge nimmt, wie sie sind. Es giebt Individuen, in denen diese Tendenzen sich ausschließlich verkörpern. So in der deutschen Literatur Goethe und Jean Paul, in der holländischen Malerei Frans Hals und Rembrandt.

Liebermann hatte bisher in Frans Hals seinen Leistern gesehen, und will man sein Streben, wie es aus seinen Werken hervortritt, mit einem Wort kennzeichnen, so kann es nicht anders heißen als Objektivität. Die äußere Natur war ihm die Hauptsache. Sie war es so sehr, daß er sogar einen ihm näher erscheinenden Weg zu ihr eingeschlagen hatte und, um das Modewort zu gebrauchen, realistischer malte als zuerst. Die Gestaltung, die Form, wenn auch unter noch so wechselnden Bedingungen sich darstellend, war ihm das Wesentliche. Und indem er die Natur in ihren feinsten Reizen liebevoll zu durchdringen, sie in schmuckloser Einfachheit zu belauschen suchte, wurde

*) Ein Pröbchen nur aus dem großen Werk „Mag Liebermann, sein Leben und seine Werke“, das der Maler Herr Erich Hanke im November bei Bruno Cassirer in Berlin herausgiebt. (Verizonband; mit 320 zum größten Theil unveröffentlichten Abbildungen und einer Originalradirung; Preis: 30 Mark.) Ein Liebermann-Denkmal. Des unter allen heute lebenden interessantesten Malers; eines Meisters, der, vielleicht, seines Wachsthums Gipfel noch nicht erreicht hat. Erst dieses Buch lehrt ihn gründlich erkennen. „Die Anschauung vom Wesen und von der Begabung Liebermanns ist durchaus neu; sie weicht in vielen (und gerade in den wesentlichsten) Punkten von Dem ab, was bisher Geltung hatte. Hanke liebt seinen Helden, ohne ihn zu überschätzen. Und die selbständige Auffassung von der Kunst Liebermanns hatte zur Folge, daß wenig bekannte oder unbekannte Werke an die erste Stelle gerückt wurden.“ Diese Sätze durfte Herr Bruno Cassirer (der sich das Verdienst zuschreiben kann, Herrn Hanke für die Kunstkritik geworden zu haben) mit Fug in den Prospekt setzen; und daran die stolze Behauptung knüpfen: „Wir glauben, daß ein so vollendet gedrucktes Kunstbuch in Deutschland nicht existirt.“ Liebermann hat ein neues (radirtes) Selbstportrait dem Buch vorangestellt; muß also wohl meinen, daß der Biograph ihn sah, wie er selbst gesehen sein will.

seine Objektivität zur Intimität. Da führte ihn sein Weg mit Israels zusammen, durch den er in den Bann jener anderen Anschauung gerieth, die mit um so größerer Macht auf ihn zu wirken begann, als es Rembrandt war, der hinter Israels stand.

Rembrandt ist ein Titan. Sein Wollen ist so gewaltig, so grenzenlos, daß es uns ergreift wie ein Vollbringen. Vielleicht selbst noch stärker, in Folge der Tragik, die in der Unmöglichkeit dieses Vollbringens liegt. Ihn zu überschauen vermag man nicht. Israels ist neben ihm nur ein blasser Schatten; und doch verbindet eine Wesensverwandtschaft den großen Meister und seinen Epigonen. Liegt das Bindende in der vorwiegend spirituellen Natur der jüdischen Rasse, zu der ja Rembrandt sich so dauernd hingezogen fühlte? Jedenfalls lernen wir durch Israels Rembrandt besser verstehen.

Aber Rembrandt, der Antiken besaß und schätzte, rang mit seiner Natur. Er ging in diesem verzweifelten Ringen nach Plastik in seinen Vordergründen oft fast bis zur Augentäuschung. Israels dagegen ist ein überzeugter, ich möchte sagen: verbohrtter Spiritualist. Er hat eine tiefe Verachtung für die Form. Er will nur den Geist. Und die Aeußerung, die er dafür suchte und bei Rembrandt fand, ist Das, was wir Stimmung nennen.

Während die Wirkungen einer objektiven Malerei aus den Dingen selbst und dem ihnen innewohnenden Charakter fließen, nur kombiniert mit den menschlich-künstlerischen Eigenschaften des sie Vermittelnden, seiner Größe, Einfachheit, Energie, Leidenschaft, Feinheit, Anmuth usw., und während diese Wirkungen um so stärker werden, je mehr dieser Vermittelnde sich den Dingen unterzuordnen, in ihnen aufzugehen strebt, sind es bei der subjektiven Stimmungsmalerei die Gefühle des Künstlers, welche, die Objekte bekleidend, auf uns wirken, und zwar um so intensiver, je mehr die Objekte untergeordnet, ihrer Körperlichkeit entkleidet sind. Sie sollen das Auge nicht festhalten, nur der Phantasie den Impuls, die allgemeine Richtung geben, denn diese Stimmungen sind eben so unbestimmt, wie sie stark sein können. Kein Maler besitzt diese Stimmung stärker als Rembrandt; und der Instinkt der Kunstästhetiker irrte nicht, als sie das Hell dunkel als das Wesentliche in seiner Kunst bezeichneten, denn es ist ihm, indem es das Objektive verschleiert, das Mittel, seine Gefühle, die ihm das Wesentliche sind, auszudrücken.

Von Rembrandt übernahm Israels dieses Hell dunkel und gebrauchte es sinnvoll zu gleichem Zweck, noch konsequenter, denn er er opferte ihm unbedenklich alles Sachliche. Bei ihm giebt es kein mit Liebe ausgeführtes Stück, sondern nur Andeutungen.

Die Wirkung des Hell dunkels nun auf die Darstellung der freien Natur zu übertragen, fand er ein sehr einfaches und radikales Mittel: die Verschwommenheit. Er verwischte die Formen, tötete die Farben und über einem Chaos konnte unbeeinträchtigt sein Gefühl herrschen. Und er ist stolz auf seine Formlosigkeit, denn er sagt: „Außer Millet

gibt es keinen Maler, der so wenig zeichnen und malen kann und dabei so gute Bilder malte wie ich." Aber zwischen Millet und Israels liegt eine weite Kluft. Millet ist wohl ein Romantiker, ein Gedankenmaler, aber durchaus kein Stimmungsmaler im Sinn von Israels. Und vor Allem ist er nicht formlos.

Wie sehr Millet die Form will, wird Jedem in die Augen springen, der nur eine seiner Bauernfiguren sieht, die Bildsäulen gleichen und unter deren Kleidern die Anatomie so deutlich ist, als hätte er den Faltenwurf, wie man es auf der Akademie zu machen pflegt, nach besuchten, auf die nackten Glieder der Gipsabgüsse gelegten Lappen studirt; und wenn er die Form mangelhaft giebt, so liegt Das an seinem Können und nicht an seinem Willen.

Und doch, trotz ihrer einem unbefangenen Auge unerträglichem Verschwommenheit, hatte Israels' Kunst eine starke, unbestreitbare Wirkung. Allerdings nur in den germanischen Ländern, vor Allem in England, denn sie brachte in der Seele der Nordländer eine Saite zum Schwingen.

Als Liebermann in Israels', des um dreißigzwanzig Jahre Älteren, Sphäre trat, hatte Dieser nach langem Suchen seine Eigenart gefunden. Von diesem Augenblick an wurde er, der bis dahin nach einander in den Gleisen der düsseldorfer und der akademischen französischen Malerei gegangen war, so unerschütterlich wie ein Fels. Und von dieser Natur muß ein Zauber ausgegangen sein, dem Liebermann sich nicht entziehen konnte, um so weniger vielleicht, als, trotz dem Gegensatz der Begabung, der Erziehung und des Willens, in ihm, dem Juden, doch auch Etwas von jenem Spiritualismus lag.

Die Wirkung des Einflusses von Israels zeigte sich fast unvermittelt. 1882 war die „Bleiche“ entstanden, Liebermanns objektivstes, intimstes Bild; 1883 die „Dorfstraße“, weniger geglückt, aber eben so gegenständlich; 1886, in der „Flachsseuer“, verrathen sich seine ersten Spuren; und ein Jahr danach, in den „Nehlsclerinnen“, ist die Höhe schon erreicht. Der Umschwung geschah so plötzlich und tiefgehend, daß man ihn revolutionär nennen muß. Man könnte Liebermann mit einem jener reichen Männer vergleichen, die, vom Geist getroffen, ihren Reichtum von sich warfen, um einem Apostel zu folgen. Den Glanz der Farbe, die Bestimmtheit der Form, die bei aller Herbeität doch edle Technik verließ er, um in der freiwilligen Armuth grauer, scheinloser, mit gewollter Rauheit aufgetragener Töne einem neuen Ideale zu dienen.

Es ist nicht zu leugnen, daß jener Einfluß in jeder Weise sehr weit ging. Er bestimmte eben so das Stoffgebiet (Liebermann hatte etwas Ähnliches wie die großen Figuren in der Einöde des Meeresstrandes nie behandelt, während sie seit einer Reihe von Werken Israels' Domäne geworden waren), wie er die malerische Sprache veränderte. Und doch blieb Liebermann er selbst. Es entwickelte sich nur etwas Verwandtes, das als Keim in ihm geschlummert hatte, aber es entwickelte sich in sehr selbständiger, in seiner Eigenart begründeter Weise. Er

wurde durch Israels zum Stimmungsmaler; aber seine Stimmung ist immer noch eine andere als die Israels'.

Denn wenn das Wesen der Stimmung darin beruht, daß sie das Objekt nur als Ausgangspunkt, gewissermaßen als Sprungbrett für die Phantasie ansieht, so liegt doch noch ein großer Unterschied in der Richtung, die sie ihr aufzwingt. Da giebt es ein Bild von Israels, worauf man ein altes armjäliges Weib dargestellt sieht, das neben einem kleinen, von ihrem Hund gezogenen Wägelchen totmüde über trostlose, vom Regen aufgeweichte Feldwege daherschwanft. Farbe, Malerei, Zeichnung, Alles ist die Dürftigkeit selbst. Man kann sich gar nichts Kläglicheres vorstellen. Und doch bleibt es nicht ohne eine gewisse Wirkung. Auf unsere Sinne allerdings wirkt es nicht. Wir athmen nicht den Erdgeruch, nicht die Weite der Felder. Wir bekommen von ihnen nur eine abstrakte Vorstellung. Auch die alte Frau wird uns als Mensch nicht in der Weise näher gebracht, daß sie uns in der Rundheit ihrer Existenz anschaulich würde. Wir fangen vielmehr aus Anlaß dieses Falles, dessen Graßheit uns packt, an, über das menschliche Elend zu philosophiren. Und in dem Augenblick, wo wir dahin kommen, sind wir bis zu ihrer Quelle den Weg zurückgegangen, den die Absicht des Künstlers bis zu ihrer Fixirung auf der Leinwand machte. Das ist das Wesen der Stimmung von Israels, daß, wie sie vom Gedanken ausgegangen ist, sie uns auch wieder zum Gedanken zurückführt.

Anderß aber ist es bei Liebermann. Stellt er uns auch nicht mehr die Dinge fest umrissen vor Augen, sondern giebt von ihnen einen summarischen, stark mit persönlichem Gefühl durchtränkten Eindruck, so ist doch dieser Eindruck ursprünglich mehr von den Sinnen, den Nerven als vom Gedanken empfangen worden und erweckt in uns nicht sowohl Gedanken als sinnliche Vorstellungen. Nur sind diese jetzt unbestimmter, ins Weite gehend. Die Grenze zwischen Empfundnem und Gedachtem ist bei ihm zuweilen verwischt. Der Zusammenhang mit der äußeren Wirklichkeit, der aus jedem seiner früheren Werke ein besonderes machte, ist loser geworden. Sie sind formloser, aber ein breites Naturgefühl, um so unendlicher erscheinend, als es formlos ist, erfüllt sie. Denen besonders vertraut, die in der Natur nicht zu sehen, sondern zu träumen lieben. Damit hat sich Liebermann jenem spirituellen Element genähert; und es ist begreiflich, daß er von dort her Widerhall fand.

Der deutsche Naturalismus, der damals heraufkam (vor Allem in der Literatur), erkannte in Liebermanns Malerei Geist von seinem Geist und machte seinen Namen zu einer Parole. In seinem für den Künstler bahnbrechenden Aufsatz „Studie über den Naturalismus und Max Liebermann“, der die gährenden, ungeklärten Ideen der Zeit eindrucksvoll widerspiegelt, entwirft Heilbut ein Bild des Naturalisten; wie er ihn auffaßt. Er nennt ihn einen „wiederauferstandenen Mystiker, in dessen Impulsen etwas nicht Ausgereiftes steckt und ein nicht

ganz klares Besinnen auf sich selbst. Etwas Ahnungsvolles, das nur das Gefühl erkennt". Und von seiner Kunst sagt er: „Sie senkt sich in die Dinge in einer Weise, die über das optische Sehen hinausgeht. Sie will einen elementaren Eindruck geben; die Felder, zum Beispiel, die sie malt, sollen nicht malerisch wirken, der warme Duft des reisenden Getreides soll uns entzücken.“

Es ist interessant, diese Stimmungskunst mit dem französischen Impressionismus zu vergleichen, den man mit ihr in Verbindung bringen wollte. Auch die Impressionisten wollen jenen so starken Eindruck, den Heilbut „elementar“ nennt, hervorbringen; und es gelingt ihnen auch. Aber das Woher und Wohin ist ein ganz anderes. Sie bringen ihn hervor, indem sie nicht das Nebeneinander, sondern das Zueinander der Dinge geben, womit sie nichts thun, als was auch viele frühere Maler thaten, nur daß sie viel konsequenter sind. Von Frans Hals zu ihnen ist es nicht so sehr weit; sie ziehen nur die Folgerungen seiner Kunst. Auch sie sind ganz objektiv, geben die äußere Natur, und zwar nicht nur in Andeutungen, da sie ja die Beobachtung der Erscheinung in noch nicht gesehener Vollendung durchführen. Indem sie diese Beobachtung bis zur höchsten Intimität steigern, steigern sie auch die Wirkung bis zum Elementaren. Denn Das ist der grundlegende Unterschied zwischen ihnen und den Stimmungmalern, daß sie gestalten wollen, wo jene nur ahnen lassen. Deshalb gehen sie auch nicht über das objektive Sehen hinaus, sondern vervollkommen es. Die Einen analytisch (Pissarro, Sisley, Monet), die Anderen, Größeren synthetisch (Manet, Cézanne) geben, wenn man das Wort in weiterem Sinn nimmt, nur Form. Auch die Wiejen Monets haben ihren würzigen Geruch, seine „Seine“ haucht Frische aus, die Blumen Manets duften, und zwar nicht, weil sie nicht gemalt, sondern, weil sie so unerschaut gut gemalt sind. Doch Stimmung haben ihre Bilder nicht. Sie erwecken nicht jene grenzenlosen, an die Formlosigkeit gebundenen Gefühle, die nur aus subjektiver Anschauung fließen und die auch nur auf eine verwandte Natur wirken können.

Es ist unbestreitbar, daß gerade mit seinen Stimmungsbildern Liebermann in Deutschland das Empfinden des Augenblicks aussprach und dadurch eine Wirkung gewann, die seinen früheren Werken verlagert geblieben war. Ihnen verdankte er das Eklatante seines Ruhms, der sonst ruhiger, dem Leibls ähnlich, sich entwickelt hätte. Seine Werke dieser Art brachten eine tiefgehende Erregung hervor, die, ohne daß ihr das Skandalöse anhaftete, an Stärke noch über die ging, die das Erscheinen von „Christus im Tempel“ begleitet hatte. Er bewegte seine Zeitgenossen, wie es nur ein mächtiger Künstler vermag, und nicht mit Unrecht schrieb Heilbut: „So ist in den Köpfen der gegenwärtigen Periode die Meinung über die Poesie der Natur“.

Er ich h a n d e.



Südbahn.

Die „K. K. Privilegirte Südbahn-Gesellschaft“ hat in der Welt kaum ihresgleichen; nicht einmal im Bezirk der kühnsten Eisenbahngründungen, in Amerika. Die Südbahn beherrscht das wichtigste Streckennetz der habsburgischen Monarchie und ist doch das vom Schicksal am Meisten gestrafte Unternehmen. Wenn man von der „Nothschildbahn“ spricht, schiebt sich in die Gedankenbahn der Begriff Sanirung. Seit der Jahrhundertwende hat es vier „Südbahnarrangements“ gegeben, die alle im Nebel verschwanden. Neulich wurde das fünfte Programm fertig; und diesmal soll es Ernst werden. Die österreichische Regierung, die sich den älteren Reformideen gegenüber lau verhielt, ist an dem neuen Programm so stark interessirt, daß man von ihrer Seite keinen Widerstand zu fürchten braucht. Früher galt die Frage, ob die Südbahn überhaupt sanirt werden müsse, noch als Problem. Da die Einnahmen stiegen, glaubte man, die Rentabilität werde mit der Zeit von selbst kommen und die Verwaltung nicht genöthigt werden, große Stücke vom Anlagekapital herunterzufäbeln. Diese Berechnung war falsch. Sie wurde durch die Dividendenskala gründlich widerlegt. Nennenswerthe Dividen den hat die Südbahngesellschaft, die 1859 zu arbeiten begann, nur in den ersten fünfzehn Jahren vergeben. Von 1881 bis 1900 wurden Quoten gezahlt, deren stolze Höhe nicht über $1\frac{1}{2}$ Prozent hinausging. Und dann kamen wieder Nullen. So ist es geblieben. Fehlende Dividen den und schwache Tilgung des Kapitals: bessere Voraussetzungen für eine Sanirung sind kaum denkbar. Aber die Aktionäre und die drei Gruppen von Obligationären ließen sich nicht unter einen Hut bringen. Keiner wollte sich zu Opfern verstehen; Jeder suchte für sich den größten Vortheil herauszuschlagen. Und nationale Unterschiede verbitterten den Interessenstreit.

728 000 Aktien und 4,25 Millionen Schuldschreibungen sind ausgegeben worden. Die Aktionäre repräsentiren ein Kapital von rund 347, die Obligationäre eins von 2042 Millionen Kronen. Ueber das Schicksal einer Werthpapierarmee von 2389 Millionen Kronen soll entschieden werden. Die Aktion ist also nicht unbedeutend. Und sie wird mit allen Künsten der Diplomatie geführt. In Frankreich liegt ein großer Theil der Südbahnobligationen; eine halbe Milliarde ist mindestens. Die Franzosen haben deshalb ein Wort mitzureden. Und sie sind nicht blöde. Vor zwei Jahren wurde gedroht, daß den ungarischen Staatspapieren und Pfandbriefen die Cote an der pariser Börse ver sagt werde, wenn Budapest nicht Wien in der Südbahn sache gefügig mache. Die Ungarn hätten in Wien nichts ausgerichtet. Am Wenigsten bei den Ministern; denn der hohe Fiskus brauchte keinen Finger zu rühren, wenn er es darauf anlegen wollte, die Südbahn billig in die Hände zu bekommen. Damals sprach man vom Konkurs, der für den Staat die beste Lösung sei. Der hat nie Etwas gethan, um der Südbahn das Leben zu erleichtern. Er zwang sie, im Gegen-

theil, zu Investitionen, die schwer auf die Finanzen des Unternehmens drückten. Da vorauszusehen war, daß sich die Obligationäre nicht einigen würden (die Aktionäre müssen sich in die Rolle der *quantité négligeable* finden), so ist schon vor mehreren Jahren ein gerichtlicher Kurator in Wien bestellt worden, der dem Gericht sein Gutachten über die Sanirungsvorschläge abzugeben hat. Die letzte Entscheidung trifft das Handelsgericht, wenn die Beschlüsse der Obligationäre vorliegen.

Die Obligationäre sollen auf einen Theil ihres Kapitals verzichten, wollen es aber nicht zum Besten der Aktionäre thun. Die wünschen, in absehbarer Zeit wieder Dividende zu sehen. Die Obligationäre haben den größeren Kapitalbesitz; aber die Aktionäre haben auf ihren Antheil mehr eingezahlt als ihre Gegner. Die Aktien, im Nominalbetrag von 500 Franken, sind nicht nur voll, sondern sogar mit Aufgeld bezahlt worden. Aus den Obligationen aber hat die Bahn nur die Hälfte des Nominalbetrages erhalten. Die dreiprozentigen Schuldverschreibungen, im ursprünglichen Gesamtbetrag von 2170 Millionen Franken, sind nur mit rund 40 Prozent begeben worden. Auf dieses Kapital, das zum vollen Werth amortisirt werden muß, hat also die Südbahn nur 868 Millionen erhalten. Nun stelle man sich vor, was es heißt, 1300 Millionen zurückzahlen, die man niemals bekommen hat! Bei solcher „Finanzirung“ ist die Misere der Südbahn kein Wunder. Die Aktien, die berühmten „Lombarden“, sind in neuer Zeit das Spielpapier des kleinen Mannes geworden. Die 500 Frankenaktie kostet in diesen Tagen 110 Franken; und es gab eine Zeit, wo man nicht mehr als 80 Franken dafür zu zahlen brauchte. Das Aktienkapital ist nicht viel mehr werth als den fünften Theil seines Nominalbetrages. Vier Fünftel sind verloren; und dazu kommt der Zinsverlust, den die Jahrzehnte lange Dividendenlosigkeit bewirkt. Die dreiprozentigen Obligationen, die heute rund 260 Franken kosten, waren auch schon mal theurer. Aber ihr Kurs hat niemals über 350 Prozent hinausgeragt; und wer den höchsten Preis anlegte, hat viel weniger bezahlt, als er nach dem ursprünglichen Tilgungsplan zurückbekommen sollte: 500 Franken. Dagegen könnte die niedrige Verzinsung (seit 1904 werden die Zinsen nur zu $2\frac{6}{10}$, statt zu 3, Prozent berechnet) den Anspruch auf eine Entschädigung bei der Amortisation rechtfertigen. Die Lombarden wurden jedesmal verachtet, wenn ein „Arrangement“ sich als unausführbar erwiesen hatte, und kamen doch wieder in Gunst, sobald ein neues am Horizont auftauchte.

Die Seelenkunde könnte aus dem Verhalten der Südbahnkapitalisten interessante Anregungen holen. Keine Enttäuschung hat vermocht, die von ihr Betroffenen zu bescheidener Resignation zu bringen; jede hat das Begehren noch aufgestachelt. Haben kluge Köpfe einen Weg erdacht, der aus dem Elend ins Freie führt, so wird ihnen gesagt, daß der Pfad nicht breit und nicht glatt genug sei. Die Arrangements, die gewiß einen reichlichen Aufwand von Wiß und Verstandniß erfordern, werden bemäkelte, weil sie nicht gleich Reichthümer vor

den „Interessenten“ aufthürmen. Alle Versuche, die Südbahn zu saniren, scheiterten an dem Mißtrauen der Kapitalisten, die hinter jedem Programm den Ausbeuter witterten. Sobald ihnen Etwas geboten wird, fühlen sie sich auf einmal als die *boni possidentes*, die gar keinen Grund haben, sich ihres Eigenthums zu entledigen. Die Aktionäre erwarteten wahrscheinlich, daß schon vom nächsten Jahr ab Dividenden gezahlt werden; und die Prioritätenbesitzer glaubten, mit einem geringen Nachlaß das Ihrige gethan zu haben. Nur so ist die Aufnahme des neuen Programms zu erklären. Die Börse war enttäuscht und verzichtete auf die Hauffe, die leise begonnen hatte.

Im Mittelpunkt des Arrangements stehen die dreiprozentigen Obligationen. Das versteht sich bei der Größe ihres Kapitalantheils von selbst. Von den Lasten der Sanirung unberührt bleiben die fünfprozentigen Schuldverschreibungen (105 Millionen Franken). Sie sollen zum vollen Nennwerth in Gold eingelöst werden. Die vierprozentigen Obligationen (zwei Serien von zusammen 136 Millionen) behalten ihren Coupon, müssen aber, unter Umständen, mit der Tilgung warten, bis die dreiprozentigen Prioritäten zurüdgezahlt sind. Das kann, im schlimmsten Fall, fünfzig Jahre dauern. Da die Verstaatlichung der Südbahn sicher kein halbes Jahrhundert mehr auf sich warten lassen wird, so brauchen die Besitzer der vierprozentigen Prioritäten ihre Geduld nicht zu einer besonderen Kraftprobe zu stählen. Uebernimmt der Staat die Bürgschaft für die Schuldverschreibungen, so wird der Nennwerth der vierprozentigen Stücke auf 94 Prozent abgestempelt. Wie steht es nun mit den Dreiprozentigen? Für die ist eine doppelte Behandlung vorgesehen, je nachdem das eine oder andere Schema für die Sanirung gewählt wird. Zwei Wege sind vorgezeichnet, deren erster in den zweiten münden soll. Wird 2 abgelehnt, so bleibt 1 als Definitivum. Nach Nummer 1 soll der Nominalwerth der fünfprozentigen Obligationen von 300 auf 325 Franken herabgesetzt werden. (Nach dem Programm von 1911 war eine Rückzahlung zu 352 Franken vorgesehen; die französische Gruppe wollte aber 400 Franken haben. Der neue Vorschlag bleibt also hinter dem älteren zurück.) Der Staat bürgt der Südbahn für ihre Tarife, die um 7 Prozent höher sind als die Sätze der Staatsbahnen und deshalb in den Alpenländern heftig belämpft werden. Die „politische“ Behandlung der Südbahnfrage spitzt sich stets auf die Sondertarife zu; und es ist wichtig, unter Umständen diese Spitze abzubreaken, also die Möglichkeit zu schaffen, daß die Preise, welche die Südbahn fordert, sich dem Normaltarif anpassen können. Nach dem Sanirungsvorschlag 1 darf mit einer Ermäßigung des Tarifs erst nach Jahren gerechnet werden. Zunächst verpflichtet sich der Staat, die Ausnahme zu Gunsten der Südbahn bestehen zu lassen, bis ihr gelungen ist, so große Reserven anzusammeln, daß sie die hohen Tarife nicht mehr braucht. Die Tilgung der Obligationen, die seit zehn Jahren eingestellt ist, würde am ersten Januar 1913, zu dem erwähnten Betrag

von 325 Franken, beginnen. Durch die Kürzung des Amortisationswerthes erhöht sich die Liquidität der Gesellschaft, die dann einen besonderen Fonds anzusammeln vermag. Die Aktien tilgung erfolgt zu 200 Franken. Reichen die Ueberschüsse weiter, so kann eine Dividende von 5 Franken gezahlt werden. Sind noch disponible Mittel vorhanden, so werden sie verwendet, um den Einlösungswerth der Obligationen von 325 auf 350 Franken zu erhöhen. Endlich soll der Gesellschaft die Aufnahme einer Investitionsanleihe von 150 Millionen gestattet werden. Die „italienische Annuität“ (der Kaufpreis, den die italienische Regierung für die lombardisch-venezianischen Eisenbahnlinien in Jahresraten von rund 28 Millionen Franken zahlt) bleibt als Sicherheit für die Obligationen unangetastet. Schema 2 sieht anders aus. Hier tritt der Staat in engste Beziehungen zur Südbahn. Er leistet keine Tarifgarantie, sondern eine volle Garantie für Zinsen und Kapital der dreiprozentigen Obligationen. Die werden durch die Haftung des Fiskus zu Staatspapieren; müssen aber die Standeserhöhung damit bezahlen, daß sie sich mit einem Tilgungspreis von 310 Franken (15 weniger, als im Schema 1 vorgesehen sind) begnügen. Die Tarife werden sofort heruntergesetzt. Dadurch wird der Plan populär. Aber sein süßester Kern (für den Staat) steckt anderswo. Die Prioritäte sollen auf die italienische Annuität als Pfand verzichten. Aus diesem Verzicht entwickelt sich dann eine höchst schlaue erdachte Finanztransaktion. Die Annuität soll in der Form einer Anleihe kapitalisirt werden. Das würde einen Betrag von etwa 600 Millionen Franken ergeben. Davon hätte die Südbahn zur Rückzahlung der fünfprozentigen Prioritäten und zur Herstellung eines Investitionsfonds etwa 250 Millionen nöthig, so daß 350 übrig blieben. Und diese Summe würde die österreichische Regierung als Anleihe von der Südbahn beziehen. Das ist die Sensation des neuen Programms: der Staat leiht ein großes Kapital von einer zu sanirenden Gesellschaft. Warum nicht? Nur nicht Philister sein. Der österreichische Fiskus braucht Geld und die Südbahn kanns ihm geben. Ergo... Die Anleihe für die italienischen Annuitäten wird in Paris begeben. Dem österreichischen Finanzminister würde, aus politischen Gründen, kein Stück Rente in Frankreich abgenommen werden. Die Südbahn hats leichter; und der Staat braucht nur Kapital und Zinsen der neuen Titres zu garantiren. Schema 2 muß vom Parlament genehmigt werden; es abzulehnen, liegt kein Grund vor, da der Staat nur Vortheil aus der Sanirung ziehen kann. Und das Fundament für die Verstaatlichung wäre damit gelegt und die Möglichkeit neuen Vergernisses abgewehrt. Die Aktien würden zu 200 Franken mit 4 Prozent Verzinsung vom Staat übernommen.

Die Aktionäre sänden in beiden Regimes die selben Chancen. Den Obligationären ist in jedem Fall die Zahlung der Zinscoupons gesichert. Ein Unterschied besteht nur im Einlösungswerth. Der ist nach Schema 1, ohne Staatsgarantie, auf 325, nach Schema 2, mit

Umwandlung der Obligation in ein Staatspapier, auf 310 Franken festgesetzt. Daß eine Staatsobligation im Kurs anders gewerthet wird als eine private Schuldverschreibung, ist verständlich. Und eine Gesellschaft, die ihren Kapitaldienst so schlecht versteht wie die Südbahn, muß irgendwie flott gemacht werden. Den Besitzern des Effektenkapitals fällt durch die Sanierung kein Sondergeschenk zu; sie sind jezt bereit, Opfer zu bringen, und erhalten, für den Verzicht auf mögliche Zukunftschancen, die Bürgschaft für das reduzirte Kapital. Von einer besonderen Begünstigung kann also nicht die Rede sein. Die Volkswirtschaft allein gewinnt, wenn ein Unternehmen von solcher Wichtigkeit endlich aus dem Krankenjammer erlöst wird.

L a d o n.



Briefwechsel.

Herr Dr. Mahlle in Hamburg hat an Herrn Dr. Karl Jentsch nach der Veröffentlichung des ersten seiner beiden Polenartikel („Unsere Polen“) das folgende Schreiben gerichtet, von dem er wünscht, daß es in der „Zukunft“ veröffentlicht werde.

Sehr geehrter Herr Doktor, im vorigen Jahr haben Sie in der „Zukunft“ Artikel über Nordamerika veröffentlicht, die meine aufrichtige Bewunderung erregten, da Sie die dortigen Verhältnisse viel richtiger beurtheilten, als es in den an der selben Stelle erschienenen Aufsätzen von Goldbeck, der drüben ansässig ist, geschah. Ueber die nationalpolitischen Verhältnisse Nordamerikas scheint mir Ihr Urtheil aber weniger zutreffend als über die wirthschaftlichen Zustände. Sie stellen sich die Umwandlung der Millionen von Deutschen in Yankee wohl recht gemüthlich vor, wie ich aus Ihrem letzten Artikel „Unsere Polen“ entnehme. Wenn nach Ihrer Ansicht die Polen in Deutschland unterdrückt werden, so erleiden die Deutschen drüben eine viel härtere Unterdrückung, allerdings weniger vom Staat als durch die konventionelle Sitte, die von jedem einzelnen Yankee in schroffer Form dem Antömmeling aus Europa gegenüber zur Geltung gebracht wird. Schon Benjamin Franklin hat gegen die deutsche Sprache gekämpft und jeder Yankee ist ihm darin eifrig gefolgt. Im vorigen Jahrhundert wurden die Deutschen drüben von den Knownothings mit Knütteln und Steinen traktirt und die deutschen Turner vom Pöbel aus ihren eigenen Hallen hinausgebozt. Wann ist je den Polen in Deutschland Aehnliches widerfahren? Ich selbst fragte in einem Café drüben einen Kellner, der mit einem Haufen Zeitungen beschäftigt war, nach der deutschen new-yorker Staatszeitung und erhielt von ihm auf meine in englischer Sprache an ihn gerichtete Frage die Antwort: „Hier im Lande haben

Sie Englisch zu sprechen!" Kein Kellner in Berlin, wo vielfach polnische Zeitungen ausliegen, würde einem Polen, der den *Dziennik Posański* verlangte, eine ähnliche Antwort geben! Bis jetzt haben die *Pankees* mit ihrem Streben nach der Nationalisirung der nichtenglischen Einwanderer nur bei den Deutschen und den ihnen verwandten Holländern und Skandinaven Erfolg gehabt. Alle anderen Völker, Polen, Russen, Italiener und Slowaken, leisten Widerstand; die Polen haben es in Texas sogar fertig gebracht, ihre Sprache unter der Negerbevölkerung zu verbreiten. Mit Ausnahme der leicht assimilirbaren Deutschen gelten bei den *Pankees* jetzt alle nichtenglischen Einwanderer als „unerwünscht“ (undesirable). Ihr Urtheil über die Polen leiten Sie vermuthlich von der oberschlesischen Dorfbevölkerung her, die allerdings eine so gutartige und menschenfreundliche ist, daß Jeder sie liebgewinnen muß. Ich bin durch sehr viele Dörfer Oberschlesiens geradelt oder gewandert und überall stets mit freundlichem deutschen Gruß empfangen worden. Es giebt aber auch andere Polen. Auf den Landstraßen in Sachsen und Braunschweig bin ich vielen Polen begegnet, die mir auf meine höflichen Fragen keine Antwort gaben, dafür aber, nachdem ich an ihnen vorbei war, mir Flüche und Schimpfwörter nachsandten. Man konnte sich in ein feindliches Land versetzt glauben. Die Schwierigkeit in der Polenfrage beruht nach meiner Ansicht in dem Mangel an Nationalgefühl bei den Deutschen. Diesen Mangel habe ich überall getroffen, wo immer in fernen Ländern ich mit Landsleuten zusammengekommen bin und sie mit anderen Völkern vergleichen konnte. In Buenos Aires lernte ich junge Leute kennen, die von ihren Eltern in deutscher Sprache und deutscher Kultur aufgezogen waren und nun sich ihre blonden Haare schwarz färben wollten, damit man sie nicht immer für *Allemans*, für Deutsche, halte. Nach mehrjährigem Aufenthalt im Ausland bin ich zu der Ueberzeugung gekommen, daß das deutsche Volk seinem Untergang entgegengeht, wenn es nicht dem Nationalstolz der anderen Völker den selben Stolz entgegensetzt. Der „*Yakatismus*“ hat nicht eigentlich den Zweck, die Polen zu germanisiren, sondern den, die Deutschen als Deutsche zu erhalten. Ich bitte Sie, sehr geehrter Herr Doktor, diese Zeilen freundlich aufnehmen zu wollen, und begrüße Sie mit ergebenster Hochachtung Dr. A. Mahke.

Dr. Jentsch bemerkt dazu nur, daß doch wohl die üblen Erfahrungen, die Dr. Mahke mit Polen gemacht hat, wahrscheinlich in die Zeit fallen, wo der Kulturekampf und der Sprachenzwang auch den gemeinen Mann gegen die preußische Regierung und gegen alles Deutsche aufgebracht hatten; daß der polnische Adel und Klerus schon vorher deutschfeindlich gesinnt waren, habe er ja ausdrücklich hervorgehoben und er sehe den Grundfehler der preußischen Politik eben darin, daß sie das Volk dem Adel und dem Klerus in die Arme treibe und alle Drei zu einer fanatisch nationalistischen Partei zusammenschmiede.



Das altberühmte Restaurant
Rudolf Dressel
im neubauten Hause
Unter den Linden 50-51
wieder eröffnet!
 Inh. RUD. RONACHER



LÖWEN - BIERE
 sind auf der Höhe!
 Export nach allen Weltteilen.

Löwen-Urgold :: in Kannen ::
 Siphons, Flaschen
überall käuflich
 oder bei der
Löwen-Brauerei A.-G.
 Berlin N., Fernspr. Norden 10 520—10 333.

Conditorei
Kranzler
NEU!
 Nach dem Theater
 Kalte Platten.
 Chocolate
 Thee etc.

Unter den
 Linden
 25
 Kranzler-
 Ecke.

Restaurant
Kranzler
Déjeuner M. 3,75—
 Getränke
 nach Wahl inbegriffen.
 à la carte Grill
 Intime
 Abend-Musik

Insertionspreis für die 1 spaltige Nonpareille-Zeile 1,20 Mk., auf Vorzugseiten 1,80 Mk.

Theater- und Vergnügungs-Anzeigen

Theater am Nollendorfplatz.

Täglich 8 Uhr:

Die Heimkehr des Odysseus.

Berliner Oper in 2 Akten von Karl Ettlinger und Erich Motz. Musik aus Werken J. Offenbachs. Zusammengestellt und bearbeitet von Leopold Schmidt.

Kleines Theater.

Heute 8 Uhr:

BELINDE.

Morgen und folgende Tage, 8 Uhr:
Belinde.

Geb. **Herrnfeld** Theater

Was sagen Sie zu Leibusch ?!

Metropol-Theater.

Abends 8 Uhr:

Die Reise um die Erde in 40 Tagen

Grosses Ausstattungsspiel mit Gesang und Tanz in 19 Bildern, mit vollständig freier Benutzung des Jules Verne'schen Romanes von Julius Freund.
Musik von Jean Gilbert.
In Szene gesetzt von Direktor Richard Schultz.

„Moulin rouge“ Jägerstrasse 63 a Täglich Reunions.



Ein voller künstlerischer Erfolg!

Chas. T. Aldrich der unerreichte
Universalkünstler

Edv. La Vine **Johnson u. Dean**
d. tapfere Händegen Ragtime Septett

und die auserlesenen

Oktober-Attraktionen!

Thalia-Theater

Die Tango-Prinzessin.

Posse mit Gesang und Tanz in 3 Akten
von J. Kren und U. Kraatz. Gesangstexte
von Alfr. Schönfeld.

— Musik von Jean Gilbert. —

Victoria-Café

Unter den Linden 46
Vornehmes Café der Residenz
Kalte und warme Küche.

Admiralspalast

am Bahnhof Friedrichstrasse

Eis-Arena Admirals-Bad

Allabendlich:
Kunstlauf-Produktionen
Tag und Nacht
:: geöffnet ::

Prunkvolle Eis-Ballets
Herren- und Damen-Abteilung
Luxus-Bäder

Admirals-Theater
stets abwechslungs-
reiches Programm.

Zirkus Busch.

Die neue grosse
Ausstattungs-Pantomime:
Aus unseren Kolonien.



Reiseführer



Baden-Baden Pension Luisenhöhe
Haus I. Ranges in bester Kurlage.

BERLIN Elite-Hôtel

Am Bahnhof Friedrich-Strasse

200 Zimmer mit kaltem und warmem Wasser von Mk. 4.— an, mit Bad und Toilette von Mk. 8.— an.

Coblenz a. Rh. Hôtel Bellevue — Coblenzer Hof
Mod. Hôtelprachtbau m. d. latest Errungenschaft.
d. Hôtelhygiene ausgestalt. Sitzs.- u. Konferenz-
zimmer, Wein- u. Bierrestaurant, Bar, Grillroom

Dresden - Hotel Bellevue

Weitbekanntes vornehmes Haus mit allen zeitgemässen Neuerungen,

Düsseldorf Parkhotel
I. Familienhotel d. Stadt, in vornehmst., ruhigst. Lage am Hofgarten. 1912 d. Neubau bedeut. vergrössert. Gr. Konferenz- u. Festsaal. Dir. F. C. Eisenmenger

Bad Ems Hôtel Russischer Hof
Neu renoviert. :: Neue Direktion.

Hamburg- Park-Hôtel Teufelsbrücke
Haus I. Ranges. 4 Hektar gross. Park a. d. E. Eig. Landungsbrücke.
Klein - Flottbek Weinrestaurant C. F. Möller, Jungfernstieg 24.

Hannover Palast-Hôtel „Rheinischer Hof“
Neu erbaut 1913.
Gegenüber dem Hauptbahnhof. Ernst August Platz 6.
Vornehmes Wein-Restaurant. Fliesz. kalt. u. warmes Wasser, sowie Telefon in jed. Zimmer.
Wehn. u. Einzelz. m. Bad u. Toilette. Zimm. v. M. 3.50 an. Tel. 8550/5553. Dir: Hermann Hengst.

Hildesheim, Der Kaiserhof.
Haus d. D. Offizier-Vereins. I. Haus am Platze. Vornehmes
Weinrestaurant. Konferenz-Säle. Inh. W. Lande.

Bad Homburg v. d. H. Ritter's Park-Hotel
Erstkl. Hotel m. allem Komfort.

Köln - Savoy-Hôtel am Dom, erstes Familien-Hôtel.
Neu: Grillroom und Hôtelbar.

Köln : Hôtel Continental am Dom :
1912 umgebaut
Zimmer m. Bad.

Kreuznach Hôtel Royal - d'Angleterre
(Radiumsolbad) und Badeetablisement. Appartements und Einzelzimmer mit
Toilette- u. Badezimmer für Radium-Sole und Süsswasser.

Luzern Hotel Schweizerhof 600 Betten
moderner
Komfort.
Besitzer: **Gebrüder Hauser.**



Reiseführer



München

Hôtel „Marienbad“

Einziges
Garten-

hôtel Münchens. Vornehme, völlig ruhige Lage.
dar. f. geistige Arbeiter geeignet. Grösst. Komfort.

Nürnberg

Württembergischer Hof

Ganz neuer Prachtbau. Direkt. Ernst Tonndorf

Ostende-Plage

Les Grands Hôtels de
tout 1^{er} rang:

Splendid Hôtel: 400 lits.

Hôtel Continental: 350 lits.

Pension-Arrangements. Chambres depuis 6 frs.

Hôtel de la Plage: 350 lits.

Hôtel et Restaurant de Luxe.

Les Hôtels possèdent tous les comforts modernes.

PRAG

Hôtel de Saxe

Vornehmstes
Hôtel mit

modernstem Komfort bei mässigen Preisen.

Strassburg i. E.

Restaurant Sorg

Das vornehmste Wein-Restaurant der Stadt.

ZÜRICH

HOTEL PELIKAN

Neues, modern eingerichtetes Haus. Ruhige Lage.

Höhenluftkurort

(740 m
üb. M.)

Freudenstadt

Schwarzwaldhotel.

I. R. auf ein. Hügel gegenüb. d. Hauptbahnh.,
mitten i. eig. 60000 qm gr. schattig. Waldpark.

Autogarage, 10 Boxen. 20 Privatwohnungen mit Bad und Toilette. Eigene Hauskapelle.
Lawu-Tennis. Prospekte gratis durch den Besitzer

Hotel Waldlust.

I. R. an Lage, Vornehmheit der Ausstattung
der Glanzpunkt Freudenstadts.

R. C. Luz.

Sanatorium

Ebenhausen

700 m hoch — bei München.

**Für Innere-, Nerven-, Stoffwechselkranke
und Erholungsbedürftige.**

jegl. Comfort. 6 Häuser. Groß. Naturpark. Hydrotherap.- Zander- Röntg.-
Institut. Luft- u. Sonnenbäder i. eig. Hochwald. Ernähr.- u. Diätikuren.

Herbst- und Winterkuren.

Prof. Dr. Jacob.

Dr. Julian Marcuse.

Tempelhofer Feld

In den neu erbauten, asphaltierten Strassen sind zurzeit eine grössere Anzahl Häuser mit herrschaftlichen Wohnungen von 4–7 Zimmern fertiggestellt und sofort zu beziehen. Die Häuser haben Zentralheizung, Warmwasserbereitung, elektrisches Licht, Fahrstuhl etc. Einige Häuser sind auch mit moderner Ofenheizung ausgestattet. Skatilhuse Wohnungen sind mit reichlichem Nebengelasse versehen. Die Häuser entsprechen in ihrem Ausbau den besten Bauten des Westens. Die Hauptstrassen sind durch elektrische Hogenlampen beleuchtet.

Die Verbindung ist die denkbar beste. Sechs Strassenbahnen fahren nach allen Teilen der Stadt und zwar die Linien 70, 73, 96 B, 99, 35 und 44, Autoomnibus 4c. Die Fahrzeiten betragen vom Eingang des Tempelhofer Feldes

- nach dem Halleschen Tor ca. 7 Minuten,
- der Leipziger Ecke Charlottenstrasse ca. 15 Minuten,
- der Bitterstrasse–Moritzplatz ca. 15 Minuten,
- dem Dönhofsplatz ca. 15 Minuten.

Eine neue Linie wird demnächst eröffnet und führt von der Dreihundstrasse, Ecke Katzbachstrasse, in weniger als 15 Minuten zum Potsdamer Platz.

Die untere Hälfte des Parkringes, welcher mit reichlichen Spielplätzen und einem grösseren Teich, der im Sommer zum Bootfahren und im Winter als Eisbahn dient, versehen wird, ist bereits dem Verkehr übergeben worden.

Auskünfte über die zu vermietenden Wohnungen werden im Mietsbureau am Eingang des Tempelhofer Feldes, Ecke Dreihundstrasse u. Hohenzollernkorso, Telefon Amt Tempelhof 627, und in den Häusern erteilt. Den Wünschen der Mieter bezüglich Anschluss von Waschoiletten an die Warm- und Kaltwasserleitungen, bezüglich der Auswahl der Tapeten wird in bereitwilligster Weise Rechnung getragen.

MOSSE & SACHS

Berlin NW. 7
Unter den Linden 56
(Haus Zollerhof)

Bankgeschäft

Fernspr. Zs. 12450-52
Telegramm - Adresse:
Samosbank

Patzenhofer Brauerei

Das Bezugsrecht auf die neuen Aktien ist in der Zeit vom 23. Oktober bis 7. November 1913 einschliessl. bei der

**Commerz- und Disconto-Bank,
Nationalbank für Deutschland,
Bankfirma Markus Nelken & Sohn**

in Berlin und deren Filialen auszuüben.

Der Bezugspreis beträgt 162 $\frac{1}{2}$ %.

Berlin, den 20. Oktober 1913.

Aktien-Brauerei-Gesellschaft Friedrichshöhe
vormals

PATZENHOFER

Neid

*erregt ein zartes reines Gesicht
u. rosiges jugendfrisches Aussehen.
Alles dies erzeugt die echte*

50 *Stückenpferd-Silbermilchseife*

ÖSTERREICHISCHER LLOYD, TRIEST

Expressverkehr nach Ägypten mit den neuen Luxus-Dampfern „Wien“ und „Helouan“, 10.000 Tons.
Ab Triest jeden Freitag, 1 Uhr nachmittags. Dauer der Seefahrt: Von Triest nach Alexandrien 73 Stunden, von Venedig nach Alexandrien 78 Stunden und von Brindisi nach Alexandrien 49 Stunden. Drahtlose Telegraphie an Bord.

Postlinie nach Syrien und Palästina über Alexandrien.
Ab Triest jeden Sonntag 1 Uhr nachmittags, über Gravosa (fakultativ, Brindisi, Patras, Alexandrien, Port Said, Jaffa, Kaifa, Beirut, Tripolis (Syrien), Alexandrette, Mersyn. Fahrtdauer Triest-Alexandrien 5 Tage.

Nach Konstantinopel. Jede Woche eine Billinie und zwei Postlinien über Patras, Piräus (Athen), Smyrna, Salonik, etc.

Ermässigte Spezialfahrkarten mit Hotelverpflegung: a) Triest-Korfu-Triest; b) Triest-Patras (Athen)-Triest; c) Triest-Cairo-Triest; d) Triest-Cairo-Athen-Triest.

Nach Dalmatien, Eilverkehr. Mit den neuen Dreischraubendampfern „Baron Gautsch“ und „Prinz Hohenlohe“ jeden Dienstag, Donnerstag und Samstag 8 Uhr früh von Triest über Brioni, Pola, Lussimporolo, Zara, Spalato, Gravosa (Ragusa), Castelnuovo, Cattaro und retour.

Nach Dalmatien bis Spizza. Jeden Montag, 8 Uhr früh, von Triest bei Berührung von 30 interessanten Dalmatienhäfen, 5 Tage Reisedauer.

Neue Eillinie Dalmatien-Albanien-Korfu: Mit dem Doppelschraubendampfer neuester Konstruktion „Baron Bruck“ vom 5. Oktober an jeden Sonntag um 10 Uhr abends ab Triest über Zara, Sebenico, Spalato, Gravosa (Ragusa), Medua, Durazzo, Valona, St. Quaranta, Korfu. Fahrtdauer bis Korfu 4½ Stunden.

Über Dalmatien nach Korfu. Jeden Mittwoch, 3 Uhr nachmittags, von Triest, Anlauf von Dalmatiens Haupthäfen und albanesischen Häfen, 5 Tage Reisedauer.

Rundreisebefrei erster Klasse durch Dalmatien bis Cattaro, 30 Tage gültig. Preis K 101,— einschließlich zweitägigen freien Aufenthaltes im Hotel Imperial in Ragusa.

Prospekte gratis und Auskünfte bei den Generalagenturen des Österreichischen Lloyd: Berlin, Unter den Linden 47; Köln, Wallrafplatz 7; Frankfurt a. M., Kaiserstrasse 31; München, Weinstrasse 7; Hamburg, Neuer Jungfernstieg 7; Dresden, Alfred Kohn, Christianstrasse 31; Leipzig, Friedrich Otto, Georgiring 3; Breslau, Weltreisebureau Kap. von Knoch, Neue Schweidnitzerstrasse 5; Wien I, Körnerstrasse 6; Genf, A. Nutor, Je Coulre & Co., Grand Quai 34; Prag II, Wenzelsplatz 67.

„Union“, Fabrik chemischer Producte in Stettin.

Mark 2100 000 neue Aktien

der

„Union“, Fabrik chemischer Producte in Stettin

Nr. 6251—8000, 1750 Stück über je Mark 1200 mit Dividenden-
berechtigung vom 1. Oktober 1913 ab

sind zum Handel und zur Notiz an hiesiger Börse zugelassen.

Berlin, im Oktober 1913.

Emil Ebeling.

Waffensammlung

hervorragend schön, aus dem Mittelalter, darunter Prachtstücke aus der Sarazenenzeit, ist

zu verkaufen

durch

Alfred Heider, Berlin SW. 11, Bernburger Strasse 91.

Rittergut,

ca. 48 km von Berlin, herrschaftlicher Besitz in landschaftlich reizvoller Lage an schiffbarem Kanal (Wasserweg nach Berlin)

zu verkaufen.

Größe 1920 Morgen, davon 830 Morgen Acker, 150 Morgen Wiesen, 860 Morgen Wald. Herrschaftliches Wohnhaus im alten Park, gute Wirtschaftsgebäude mit kompl. Inventar. **Hervorragende Jagd.** Geregelter Hypotheken.

Off. erb. unter „S. L. 149“ an die Expedition d. Bl.

Gastrinkuren



Radium-Bad Brambach H. 10.

Wönigreich Gießen.

Sanatorium

Kurhaus Buchheide

Stettin-Finkenwalde.

Für Nervöse, Erholungsbedürftige, Herz- und Stoffwechselkranke.

Pension täglich 7—12 Mark

Leitender Arzt: Dr. Mosler.

Autoren

bietet Buchverlag günstigste Bedingungen
Modernes Verlagsbureau Curt Wigand
Berlin-Halensee

PICCOLA

Schreibmaschine
für Büro, Reise und Haus



hat die Vorzüge der bekannten
teuren Büro-Schreibmaschinen
bei **halbem** Preis

bei **geringerem** Gewicht
bei **kleinerem** Umfang

PICCOLA - Schreibmaschinen
G.m.b.H., Berlin SW.68 Z.

In jeder Kunsthandlung

Seemann's
**Farben-
Drucke**

Verlangen Sie sofort
Katalog 1500 schwarze Abb. 1 Mk.
von E.A. Seemann Leipzig 7

Bibliotheken und Kupferstichsammlungen

sowie einzelne Stücke von Wert kauft stets
zu hohen Preisen gegen sofortige Kasse
das Antiquariat von

Paul Graupe, Berlin W. 35, Lützowstr. 38.

Schriftsteller !!

Belletristik und Essays gesucht
zur Veröffentlichung in Buchform!
Erdegeist-Verlag, Leipzig 13.

Café des Westens

Ernst Pauly

Der Neubau
Kurfürstendamm 26
ist **eröffnet!**

Altes Lokal Kurfürstendamm 18-19
bleibt noch bis Oktober 1913 bestehen

Restaurant Central - Hôtel

Déjeuner M 3.-

Diner & Souper M 4.-

Diskrete Künstler - Musik

Säle für Hochzeiten, Konferenzen und Festlichkeiten.



Ozono Heilbäder

Ozono - Fichtennadelbad

für Nervöse; Einzelbad 60 Pf., 20 Bäder M. 3,00 und 66 Bäder M. 12,—.

Ozono - Schwefelbäder

(Thäoprost P. G. Riedel) für Haut-, Geschlechts-, Frauenleiden, Rheumatismus u. während der Quecksilberkur; Einzelbad 60 Pf., 20 Bäder M. 6,—.

Man verlange Prospekt von der

Fango - Import - Gesellschaft
Berlin S. 61. Abt. 2.

Erdmannsdorfer Möbel



AUSSTELLUNG

moderner künstlerischer
Büros und Herrenzimmer

● **BERLIN W. 35**
Potsdamer Str. 119
Laden (jenseits der Brücke)

Wegen Umzug teilweise
sehr ermässigte Preise

Kataloge gratis und franko
Erdmannsdorfer Möbel-Fabrik
Carl Neugebauer

Licht-Spiele Mozart- Saal Hollendorfsplatz

Das glänzende
Programm



90% vom
Reingewinn
den
Verfassern
bei Heraus-
gabe ihrer

Werke in Buchform. Aufklärung
wird gern erteilt. In unserem Ver-
lage erscheinen B. Laue's Werke.
Verbreitung z.Z. 60000 Exemplare.
Veritas-Verlag, Wilmersdorf-Berlin.

Charaktere-

Erglündig. Vornehmheit, breitt Spe ialische,
Seit 20 J. Ausschluss banaler Deutg. — setzt
Selbstverständliches voraus.
Prospekt frei. P. Paul Liebe, Augsburg L.

Zehlendorf-West b. Berlin, Tel. 125
Wald-Sanatorium Dr. Hauße

Persönliche ärztliche Behandlung.

früher Landarzenhalt unmittelbar a. Grunewald



Maximum-Juwelenbeleihung.

Wir beleihen Juwelen bis zu Hunderttausend Mark. Wir lösen auch Ihre Pfandscheine ein, wenn Sie uns im voraus die fälligen Zinsen bezahlen, und beschaffen Ihnen einen Überschuss. **das Maximum**, durch uns, Vermittlung b. Londoner Pfandhäuser. Arrangement u. Auszahlung Zug um Zug. „Maximum“, Behördl. concession. Vermittler Londoner Pfandhäuser, Mittel-Strasse 39. Telefon Amt Zentrum 4566.

Reinhardtsquelle bei Wildungen das Nierenwasser!

Wirkungen einer Hauskur:

Die ausserordentlich wichtige und folgenschwere Nierenarbeit wird erleichtert und angeregt, die Zylinder, welche die Nierenkanälchen verstopfen, werden herausgespült, der Eiweissgehalt des Harns verliert sich, Beklemmungen und Atemnot nehmen ab, die überschüssige Harnsäure, welche die Ursache zu allen rheumatischen und gichtischen Leiden ist, wird abgetrieben. Gries und Nierensteine gehen ohne besondere Schmerzen ab, das Drücken und Brennen beim Urinieren fällt weg, der Magen, Nieren und Blase werden gereinigt und der Urin wird klar. Es tritt ein Wohlfühlen ein, welches früher nicht vorhanden war.

Man frage den Arzt. — Ca. 30 Flaschen zu einer Hauskur. — Literatur frei durch

Reinhardtsquelle G. m. b. H. bei Wildungen 4.

Reinhardtsquelle erhältlich in Apotheken und Drogerien, wo nicht, Lieferung direkt ab Quelle.

Engros-läger in Berlin: J. F. Heyl & Co., Charlottenstr. 56. —

Dr. M. Lehmann, Dortmunder Str. 11/12. — Joh. Gerold Nachf., Friedrichstr. 122.

Der vollständige Kunstblätter-Katalog über Seemanns Farbendrucke enthält das Verzeichnis der bis Dezember farbig reproduzierten Gemälde und bildet mit seinen mehr als 1500 kleinen Abbildungen ein Kunstbilderbuch seltener Art. Der Verlag **E. A. Seemann** in Leipzig sendet ihn für eine Mark portofrei.

Automobil - Versicherungs - Bureau
Bruno Fischer
 Berlin W., Schöneberger Ufer 13

Telephon Amt Lützow 9350 und 0692.

Automobil - Versicherungen

- I. Gegen Beschädigung und Verlust durch:
1. Feuer, Explosion, Kurzschluss;
 2. Zusammenstoss mit anderen Fuhrwerken;
 3. Diebstahl des Fahrzeugs oder einzelner Teile desselben;
 4. Gleiten und Schleudern auf schlüpfrigem Terrain;
 5. Karambolage mit Laternen, Prellsteinen, Strassenrändern;
 6. Abgleiten über Strassenböschungen, Absturz im Gebirge;
 7. Böswillige Beschädigung durch dritte Personen (Zerschneiden der Polster, Zertrümmern der Scheiben, unerlaubtes Inbetriebsetzen usw.);
 8. Nicht erkennbare Mängel an der Konstruktion und am Material usw.
- II. Gegen Beschädigung dritter fremder Personen auf Grund des Automobilhaftpflichtgesetzes
- zu billigsten Prämien u. günstigsten Bedingungen.**

HUGO KLOSE

== Kaffee - Grossrösterei == **Kolonialwaren - Grosshandlung**

HAUPTGESCHÄFT:

BERLIN W. 66, Mauerstrasse 76, neben der Reichspost

KONTOR UND VERSAND:

BERLIN W. 66, Mauerstrasse 91

Tel. Amt Centrum 1416 und 194

Filiale A:

Wilmsdorf, Nürnbergerpl. 2
 Tel. Amt Pfb. 2499

Filiale B:

Charlottenburg, Kaiserdamm 115
 Tel. Amt Charl. 8473

Die FLEDERMAUS

mit ihrem Paradiesgarten • Unter den Linden 14

übertrifft Alles!

Hochbetrieb von 12 bis 4 Uhr

Bronchialkatarrh

Luftröhrenkatarrh, Lungenkatarrh, Emphysem.



Die Kur im Hause

(Symptome: Entw. trocknen. Katarrh m. heftig., quälendem Husten u. geringen Meng. säh. grauen Schleim. od. schleimig. Katarrh, wobei ohne grosse Beschwerden. erheblich.

Mengen eines dünnflüss., eitrig. Auswurfs entleert werden; zuweilen pfeifend. Atemgeräusch. Der chron. Bronchialkatarrh zieht oft **Emphysem** (Lungenverweitung) u. damit mehr od. wenig. stark. Atemnot mit sich. Bei älter. Katarrhen Gewicht- u. Kräfteabn.) Wer derartig. an sich beobachtet od. wer an **Asthma, Kehlkopf-, Rachen-, Nasenkatarrh** od. Folgen von Influenza leidet, wer leicht zu Erkältungen neigt, versäume nicht, sich sof. über Tancré's Inhalator f. Mund- u. Naseninhalation zu informieren., worüb. sich tausend. im begeist. Briefen aussprechen. So schreiben: **Frau Prof. Lepp, Pforzheim, Göthesrasse:** „Seit ca. 10 Jahr. litt ich an ein. lästig. Rachen- u. Kehlkopfkatarrh, vergeb. suchte ich Hilfe, auch eine besond. Inhalationskur in Baden-Baden versagte vollständig. u. rief eher noch schlimmer. Wirkung hervor. Daher machte ich einen Versuch m. dem in einer Zeitschrift empfohl. Inhalator v. Tancré. Durch einen Spezialisten f. Halsleiden wurde mir noch dazu geraten, d. Apparat einm. zu probieren. Ueberrasch. war d. Erfolg, nach 14 täg. Benutz. des Inhalators verlor ich den lästig. Reiz u. Brennen im Halse u. im der Nase, so daß in nächst. Zeit eine völlig. Heilung sich einstellte. Ich erachte es als meine Pflicht, dies dankb. öffentl. zu bekund., wie segensr. die Erfind. v. Tancré's Inhalator sich bei mir bewährt hat.“ **Frau Bertha Frelin v. Wittgens, ein. Stat. Friedrichshütte b. Laasphe (Westf.):** „Heute endlich möchte ich Ihnen mitteil., dass ich sehr zufried. bin mit Ihrem Inhalator. Meine Schwester u. besond. ich, litten sehr an einem unangenehm. Hustenreiz u. sonstig. Erkältung, verbund. m. Kopfschmerz. Wenn ich mich zu Bett legte, konnte ich nicht schlafen vor Husten; nachts wachte ich plöztl. auf u. glaubte zu ersticken. Alle diese Erscheinung. sind verschwunden, ich huste nie mehr, Kopfschmerz u. Erkältung sind nur noch seltene Gäste bei mir u. im ganzen fühle ich mich sehr wohl, nachdem ich Ihren Inhalator gebraucht habe. Möchte allen Halsleidenden dies. Apparat empfehlen.“ Aehn. Anerkennungs-schreiben liegen über 10 000 Stück vor (notariell beglaubigt). Nähere Aufklärungen sowie Broschüre erhalten Sie von der **Firma Carl A. Tancré, Wiesbaden A 40, vollständig kostenlos.**

Wer bildet unseren künstlerischen Geschmack? Wer tut uns auf? Wer führt uns mit Kennerkraft und raschem Schritt — denn kostbar ist die Zeit und kostbarer noch die Spannkraft des Geistes — durch die großen Ausstellungen? Die Kunstzeitschriften, die großen Mittler zwischen der Einsamkeit des Schaffenden und der Einsamkeit des Aufnehmenden. Wer vermöchte ihrer heute zu entraten? Nicht einmal der beslagenste Fachmann, nicht einmal der Künstler, geschweige denn der Laie. Den Geist in uns fördert nur Diskussion, Anschauung, Material. Reichhaltigkeit bei guter Wahl ist der Kunstzeitschriften Ehre. Die Darmstädter „**Deutsche Kunst und Dekoration**“, herausgegeben von Hofrat Alexander Koch, erfüllt in diesem Sinne seit langen Jahren treulich ihre Pflicht. Solange es ein Deutsches Kunstgewerbe gibt, steht sie auf dem Plan und kämpft für das Neue, das sich hier durchringen will, durchgerungen hat. Unschätzbares verdankt ihr die neue Malerei; Tausenden ein Förderer, Lehrer und Freund, ist sie mit ihren Aufgaben stets gewachsen. In führender Stelle steht sie heute: unübertroffen an Qualität der Abbildungen, alle Gebiete künstlerischen Schaffens liebevoll umfassend, klar im Standpunkt, rüstig im Vorschreiten. Ausdruck der bewegten deutschen Gegenwart, der kräftigen Lebensregung, die unsere Kunst durchpulst. Zugleich ein Wegweiser durch drangvolle Gegenwart, Erfreuung und Unterweisung gleichermaßen spendend. — Ein Prospekt liegt diesem Heft bei.



Ein Brillant

ob gross oder klein, aber echt und von feiner Qualität, ist eine gute Kapitalanlage, zumal bei den immer steigenden Diamantpreisen. Beim Einkauf achte man auf reine, feurige Steine, denn nur solche haben bleibenden Wert und bereiten durch ihren Glanz stete Freude. Mein Katalog enthält eine reiche Auswahl in Schmuck jeglicher Art in allen Preislagen und wird auf Wunsch an Interessenten kostenfrei versandt.



No. 6975.
Kraw.-Nadel.
14 kar. Mattgold,
2 echte Brillanten.
Mk. 28.—.



No. 7008.
Ohreringe. 14 kar.
Gold. 2 echte
Brillanten u. Perlen.
Mk. 100.—.



No. 5038.
Kraw.-Nadel.
14 kar. Mattgold.
1 echt. Brillant.
Mk. 25.—.



No. 6997. Collier.
14 kar. Gold, Platin-
fassung u. Platin-
kette, 4 echte
Brillanten u. 7 Dia-
mant. Mk. 140.—,
½ natürl. Grösse.



No. 7015.
Ring.
14 kar. Gold.
1 echter
Brillant.
Mk. 20.—.



No. 7017.
Ring.
14 kar. Gold.
1 echter
Brillant.
Mk. 30.—.



No. 7019.
Ring.
14 kar. Gold.
1 echter
Brillant.
Mk. 50.—.

No. 6796. Collier.
14 kar. Gold, Platin-
fassung u. Platin-
kette, 2 echt. Brill.,
6 Diam. u. 20 Ru-
bin. Mk. 150.—,
½ natürl. Grösse.



No. 6766. Ring. 14 kar. Gold,
Platinfassung, 1 echt. Brill.,
u. 6 Diamanten. Mk. 60.—.



No. 6773. Ring. 14 kar. Gold,
Platinfassung, 1 echt. Brill.,
u. 12 Diamant. Mk. 115.—.



No. 6967. Ring. 14 kar. Gold,
Platinf., 1 echt. Brill., 18 Ru-
bin u. 4 Diamant. Mk. 42.—.



No. 7021. Ring.
14 kar. Gold. 1 echt.
Brillant. Mk. 200.—.



No. 7024. Ring.
14 kar. Gold. 1 echt.
Brillant. Mk. 400.—.



No. 7025. Ring.
14 kar. Gold. 1 echt.
Brillant. Mk. 20.—.



No. 7026. Ring.
14 kar. Gold. 1 echt.
Brillant. Mk. 28.—.



F. Todt & Co. Pforzheim



Königl., Grossherzogl. und Fürstl. Hoflieferant.

Versand direkt an Private gegen bar oder Nachnahme. Spezialität:
Feinste Juwelierarbeiten mit echten Steinen. Auch
Deutsch-Südwestafrikanische Brillanten.

Metropol-Palast

Behrenstrasse 63/64

Palais de danse Pavillon Mascotte

Täglich:

Prachtrestaurant

Reunion :: Die ganze Nacht geöffnet ::

Metropol-Palast — Bier-Cabaret

(Anfang 8 Uhr.

Jeden Monat neues Programm.

NATÜRLICHES



KARLSBADER

SPRUDELSALZ

ist das allein echte Karlsbader

SALZ

Vor Nachahmungen und Fälschungen wird gewarnt.



Sonnenverbrannten Zeint!

Schnellbräunungs-Mittel „Braunolin“

Gibt nach Gebrauch einen haltbaren gebräunten Teint, verdrängt Sommersprossen.

Glänzend bewährt! Flakon M. 2 u. 3.50

Braunolin-Vertrieb M. Schultze,

Berlin W. Bülowstr. 92a.

Siehe auch:

Arthur Schopenhauer

als Mensch und Romantiker.

Von Baron Ernest Seillière

Übers. von Fr. v. Oppeln-Bronikowski.

1912. Br. 8 M. Geb. 4/5 M.

Dieses Werk d. geist. Franzosen wird in Deutschl. scharfe Opposit. hervorruft.

Die Philosophie des Imperialismus.

Von E. Seillière.

3 Bde. 2 wohlfaug. 4 M. 3.50. Geb. 4 M. 5.—.

I. Apollo oder Dionysos? Krit. Studie über

Fr. Nietzsche. II. D. demokrat. Imperialismus: Rousseau, Proudhon, Marx. III. Die

Romant. Krankheit: Fourier, Bayle-Stendhal.

Ausführl. Prospekte fib. kultur- u. sitten-

gesch. Werke u. Antiquarverzeichn. gr. fro.

H. Barsdorf, Berlin W. 30. Barbarossastr. 2111.

Schöne Auswahlen aus aller Welt
Briefmarken
Süsse die frei
Antik Seilschopp Hamburg-Berlin 10.

Trauerungen in England

Reisebureau Arnheim-

Hamburg. J. Hohe Bleichen 151

Für Gesellschaften. Skat.

Camphausen-Tönnchen-Siphon

Frisch, Sauber, Selbstbedienung.
Keine wertlosen Bierreste.

Pilsner Urquell 5 Liter M.

5 Liter Siphon 8.10

5 Liter Münchner Culmbacher 8.25

Köstl. Itz. Schwarzbier 2.75

Dunkles Lagerbier 2.20

frei Haus oder Bahnhof Berlin.

In hygienisch vollend. Weise abgefüllt.

F. & M. Camphausen,

Berlin SW. 11. Tel. VI. 986916.

Breslau, Hannover, Stuttgart.

Flaschenläder laut Preisliste.

Steuerberatung

In all' Ihren
Steuerisachen vertritt und berät
Sie fachmännisch
das Steuerkontor G. m. b. H.
Berlin SW. 11, Großbeerenstr. 95
Tel.: Amt Litzow 7365
Prospekt „D“ frei.

Inseraten-
Annahme für
„Die Zukunft“
Anzeigenverwaltung
Alfred Weiner

Berlin SW. 68, Friedrichstrasse 207, Fernspr. Ztr. 3710
— sowie durch sämtliche Annoncen-Expeditionen —

Heidsieck & Co. Reims

Walbaum, Goulden & Co. Successeurs

Maison fondée en 1785.

seit



1818

Monopole sec

Monopole goût américain

Dry Monopole

Vintage 1906.

Zu beziehen durch den Weinhandel.